Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 9 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 9. August 1907

Die Elemente des politischen Lebens in Deutschland.

Von Werner Sombart.

Wer die Verflachung und Verödung erklären will, denen das öffentliche Leben in Deutschland verfallen ist, wird zuerst darauf hinweisen, daß kein irgendwie großes Ideal im Mittelpunkte steht, das hoch wie niedrig packte, von dem Wärme und Leben ausstrahlten.

Die großen Ideale, die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, sind verblaßt: die nationale Idee ist verbraucht, nachdem in mächtig aufflammender Begeisterung das Deutsche Reich errichtet ist. Was uns heute an Nationalismus geboten wird, ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand mehr so recht zu erwärmen vermag. Die hohle Phrase muß dann eben die innere Oede verdecken.

Dasselbe gilt von den großen politischen Idealen, um die unsere Vorfahren in den Tod gegangen sind. Teils sind sie verwirklicht, teils in ihrer Belanglosigkeit erkannt worden. Die junge Generation lächelt überlegen, wenn sie von dem Kampfe um die politischen Freiheitsrechte liest und die Erinnerungsfeiern der großen Begeisterungszeiten werden zur lächerlichen Farce.

Aber auch die religiösen Ideale in ihrer heutigen Fassung scheinen ihre herrschende Kraft zum Teile eingebüßt zu haben; sie entbehren der Frische und Ursprünglichkeit, aus denen allein die hinreißende Begeisterung zu entspringen vermag. Daß sie aber niemals durch ein paar ethische Postulate humanitären Inhalts ersetzt werden können, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zur Gewißheit gemacht.

Und wiederum die Tatsache, daß keine neuen, Licht und Wärme spendenden Ideale am politischen Horizonte auftauchen, könnte man mit dem Hinweis auf unsere allgemeine soziale und ökonomische Lage zu erklären versucht sein.

Die mächtige Entfaltung des Kapitalismus hat auf der einen Seite eine starke Vermehrung unseres Reichtums, auf der anderen Seite eine große Verschärfung der Klassengegensätze, eine Verschärfung des Kampfes ums Dasein gebracht. Grund genug, den Sinn der Massen mehr auf die ökonomischen Interessen hinzulenken und damit den politischen Kampf in einen ebenso gehässigen wie geistig belanglosen Streit um ökonomische Vorteile oder wie man es auch ausdrücken könnte: in eine Klassenguerilla auslaufen zu lassen.

Und zweifellos sprechen Gründe dieser Art mit, wenn es das politische Leben Deutschlands in der Gegenwart zu erklären gilt. Aber eine genauere Prüfung ergibt doch, daß diese Gründe nicht von entscheidender Bedeutung sein können. Immer würden sie doch nur einige Seiten unserer Politik verständlich machen. Und auch diese nicht ganz. Denn in anderen Ländern, in denen die Entwicklung des sozialen Lebens doch einen ähnlichen Verlauf genommen hat, weist das politische Leben deutlich andere Züge auf. So daß wir uns nach spezifischen Elementen umsehen müssen, die gerade das preußisch-deutsche Kulturleben unserer Tage konstituieren.

o

Man denkt unwillkürlich an die Persönlichkeit des Kaisers, deren Eigenart zweifellos der deutschen Politik der Gegenwart zum guten Teil ihr Gepräge gibt. Der Kaiser selbst stellt seiner ganzen Natur nach gleichsam symbolisch den Dualismus dar, der unser politisches Leben beherrscht, wie er denn selbst sein Dasein der „Paarung" zwischen einem Sprossen des feudalen Hohenzollernhauses und einer liberalen englischen Prinzessin verdankt. Aber man sollte — aus verschiedenen Gründen — die Bedeutung des persönlichen Einflusses des Kaisers auf unser öffentliches Leben nicht forcieren und sollte sich vor allen Dingen stets bewußt bleiben, daß die weitreichende Wirksamkeit dieser einen Person doch nur möglich geworden ist, weil in Preußen-Deutschland bestimmte Vorbedingungen für ihr Eintreten erfüllt waren. Man versetze Wilhelm II. auf den Thron Englands, Frankreichs, Italiens oder der Vereinigten Staaten und seine Wirksamkeit wäre eine von Grund aus andere gewesen.

Unser Hauptinteresse wendet sich also jenen objektiven Bedingungen zu, die in Preußen-Deutschland eine Aera Wilhelm II. möglich gemacht haben. Offenbar sind diese Bedingungen zunächst verfassungsrechtlicher Natur. Weil Preußen noch ein zu drei Vierteln absoluter Staat seiner Verfassung nach ist, kann sich der König von Preußen, wenn er eine mit absolutistischen Instinkten stark durchsetzte Natur ist, als halb oder ganz absoluter Herrscher sehr gut betätigen: die Verfassung erheischt es geradezu. Von Preußen aus aber, dessen Einfluß in Deutschland sich immer weiter ausdehnte, griff nun dieses in der preußischen Verfassung und in der Natur seines Regenten begründete absolute Wesen auf das gesamte deutsche Leben über. Die Verfassung des Deutschen Reiches selbst ist ein seltsames Gemisch aus Absolutie und Demokratie. Sie läßt sich mehr im absoluten, mehr im demokratischen Sinne handhaben. Da nun Preußen — der übermächtige Bundesstaat und in seinem Gefolge eine Reihe anderer Bundesstaaten — mit absolutem Geiste sich wieder bis zum Sättigungspunkte füllten, so gelang es dem Einflusse Preußens — dank der gefügigen Natur der deutschen „Volksseele" — das labile Gleichgewicht zwischen Absolutie und Demokratie, das die Reichsverfassung vorsieht, in der Weise zu verändern, daß tatsächlich der Schwerpunkt der deutschen Politik immer mehr nach der Seite einer absoluten Herrschaft verschoben wurde. Tatsächlich wird heute auch Deutschland fast absolut regiert: der Bundesrat ist alles, der Reichstag nichts.

Diese eigentümliche Zwitterhaftigkeit der Reichsverfassung liefert aber auch für manchen andern Zug des politischen Lebens in Deutschland die Erklärung. Sie ist wiederum ein Symbol der objektiven Unstimmigkeit und subjektiven Unaufrichtigkeit, die unsere Politik,

wie wir sahen, kennzeichnen. Sie ruht scheinbar auf breiter demokratischer Basis und wenn man zusieht, gewährt sie dem Volke doch nur minimale Rechte. Zunächst deshalb, weil sie selbst ja nur soweit gilt, als die Kompetenz des Reiches reicht; das ist aber gar nicht arg weit, so daß in einer Reihe der wichtigsten Fragen (Unterrichtswesen! Steuerwesen!) wenigstens in Preußen das verfassungsmäßig halbabsolute Regime besteht. Sodann gewährt sie selbst ja zwar dem Volke ein sehr demokratisches Wahlrecht, aber wie man weiß, kann das Volk damit seinen Willen doch nicht durchsetzen, da ihm der Bundesrat als verfassungsmäßig gleichberechtigter, in Wirklichkeit übermächtiger Partner gegenübersteht und die Regierung selbst keine parlamentarische, sondern eine kaiserliche ist.

Das alles soll hier gar nicht auf seinen Wert oder Unwert geprüft werden, sondern nur in seiner Wirkung auf die Gestaltung unseres politischen Lebens.

Offenbar nämlich ergeben sich aus der eigentümlichen Struktur unserer Verfassung ganz von selbst folgende Konsequenzen:

Die Regierenden bilden eine abgeschlossene Kaste, in die der Eintritt nicht erzwungen werden kann. Für ihre Zusammensetzung maßgebend ist die historische Tradition und der Geschmack des jeweils regierenden Herrschers. In Preußen — weiß man — besteht die obere Schicht der Regierenden (von wenigen Konzessionsschulzen abgesehen) heute noch wie vor hundert und zweihundert Jahren aus dem Junkertum, die Unterschicht aus den ebenso alten Geheimen Räten. Man darf nun sagen, ohne jemandem etwas Uebles anzutun, daß von dem, was wir heute unter Bildung und Kultur (im guten und im schlimmen Sinne) verstehen, in diesen Schichten außerordentlich wenig zu finden ist. Ich glaube, daß im wesentlichen alle neueren Strömungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich aber der Kunst und Literatur an jenen Kreisen vorübergerauscht sind, ohne sie eigentlich zu berühren. Man muß sich nur einmal in der Wohnung eines preußischen Ministers umsehen, muß nur einmal zuschauen, welchen Geschmack die Geheimräte und ihre Frauen im Theater, bei der Auswahl ihrer Lektüre, in der Beurteilung von Bildern usw. betätigen, um sofort zu empfinden, daß sich zwischen ihnen und dem, was die moderne Bildung in Deutschland repräsentiert, eine tiefe Kluft auftut. (Womit wiederum ganz und gar kein Werturteil ausgesprochen sein soll!)

Die Absonderung einer besonderen Regierungskaste hat nun aber noch eine andere Wirkung als die eben aufgewiesene. Sie bedeutet nämlich — wenn man sich die Situation „von unten" anschaut, das heißt vom Standpunkt des „souveränen Volks", das in den Parlamenten vertreten ist —, daß es bei uns in Deutschland ebensowenig wie in den meisten Bundesstaaten dasjenige gibt, was man in anderen Ländern die „politische Karriere" nennt. Es ist bei uns dem gewählten Vertreter des Volks, auch wenn er der Mehrheit im Parlamente angehört, nicht möglich, mit Hilfe des Parlaments sich einen Platz in der Regierung zu erzwingen. Der Weg zur Macht geht bei uns über den Landrats- oder Leutnantsposten. Schon aus diesem Grunde also gewinnt das parlamentarische Leben in Deutschland ein ganz eigenartiges Gepräge. Während unten im Parkett sich die „Vertreter des Volkes" abmühen, ihre Säcke pflichtschuldigst zur Mühle zu schleppen, blickt die herrschende Kaste von oben ihrem Treiben mit einem wohlwollend-mitleidigen Schmunzeln zu, das da sagen will: brav gemacht; aber zu uns führt euch euer Weg doch nie und nimmer herauf. Der Parlamentarier bleibt immer zweite Garnitur. Und

diese Klassifikation als ein tüchtiger, aber nicht zum Herrschen berufener Mann wird nun um so deutlicher, je geringer seine Macht auch nur als Parlamentarier ist. Und die ist eben von Rechts wegen, das heißt Verfassungs wegen, eine minimale und wird bei der Weichheit des deutschen Volkscharakters in Wirklichkeit auf das denkbar geringste Maß herabgedrückt.

So erklärt es sich denn, warum die hohle Phrase im deutschen Reichstage vorherrscht. Weil man doch nichts zu taten hat, so will man wenigstens raten nach Herzenslust. Es fehlt unseren Parlamentariern vollständig das Bewußtsein, Machthaber zu sein oder je es werden zu können.

So erklärt sich aber auch auf der anderen Seite die geschäftsmäßige Oede der Reichstagsverhandlungen (und natürlich auch die Verhandlungen in den anderen deutschen Parlamenten). Weil man ja doch in den meisten Fällen von vornherein weiß, wie die Sache letztlich ausgeht — nämlich so, wie die Regierung will — so fehlt das dramatische Interesse, wie es der Kampf um Prinzipien erzeugt, wenn es nicht im voraus sich bestimmen läßt, wie er ausgeht. Nur selten kommt es bei uns zu solchen dramatischen Zuspitzungen (Schulvorlage in Preußen, Lex Heinze, Zuchthausvorlage im Reichstage), und dann bekommen auch die Verhandlungen in unseren Parlamenten einen Anflug von Schwung und wecken unser Interesse. Aber das sind eben bei uns die sehr seltenen Ausnahmen.

o

Fragt man nun aber wiederum nach den Gründen, die es erklärlich machen, warum Deutschland diese seltsamen Verfassungsverhältnisse hat, so müßte man als Antwort einen Abriß der preußisch-deutschen Geschichte geben und würde vielleicht auch dann noch nicht alle Absonderlichkeiten unseres Wesens erklären können. Hier, wo es sich ja nur um eine aphoristische Skizzierung des Tatbestandes handeln soll, müssen wir uns mit dem Hinweis auf ganz wenige, aber, wie ich glaube, ausschlaggebende Momente begnügen.

Man hat oft (und wohl mit Recht) die Machtlosigkeit, zu der in Deutschland das Volk der Regierung gegenüber dauernd verurteilt zu sein scheint, aus der unglücklichen Entwicklung zu erklären versucht, die unsere oppositionellen Parteien im Verhältnis zueinander erlebt haben. Daß es vor einem Menschenalter den liberalen Parteien nicht gelungen ist, das quellende Wasser der proletarischen Bewegung auf die eigene Mühle zu leiten; daß die Bourgeoisie immer von einer unbegreiflichen Angst vor dem roten Gespenst besessen gewesen ist, und sich in dieser Angst immer wieder unter die preußischen Bajonette geflüchtet hat; daß darum die Brücke zwischen der proletarischen Bewegung und der bürgerlichen Opposition frühzeitig schon barst, um bald ganz abgebrochen zu werden: das hat sicherlich zur Stärkung unserer regierenden Kaste außerordentlich viel beigetragen.

Aber es hieße doch zuviel Verantwortung auf einzelne Personen häufen, wollte man diesen Gang, den unser Parteileben genommen hat, ausschließlich den zufälligen Maßnahmen bestimmter Führer zuschreiben. Die Gründe auch für diese Vorgänge werden wir doch noch tiefer zu suchen haben: in der Eigenart des deutschen Volkscharakters, in der eigentümlichen sozialen Struktur des Deutschen Reiches selbst, denke ich.

Wenn ein seltsamer Dualismus den Geist des politischen Lebens in Deutschland beherrscht; wenn derselbe Dualismus die Verfassungsverhältnisse in Deutschland durchzieht, so geht das doch wohl auf den Umstand zurück, daß Deutschland selbst, das Land, das Volk, die Kultur diesen dualistischen Zug tragen.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich: und zwar nicht nur im geographischen Sinne, sondern in jeder anderen Wesensbeziehung auch.

Klimatisch weist es die Gegensätze auf zwischen dem rauhen Steppenklima der sarmatischen Tiefebene und dem lachenden, fröhlichen Klima der französischen Hügellandschaft. Seine Bevölkerung steht mit einem Fuß im Slaventum, mit dem anderen im Romanentum. Religiös und kirchlich vereinigt es die Gegensätze bigotten Stumpfsinns mit freiheitlicher Denkart in seinem Innern. (Während es konfessionell dank einem unglücklichen Zufall an dem Dualismus des evangelischen und katholischen Bekenntnisses zu tragen hat — einem Dualismus, der heute fast nur noch politische, aber wie man weiß, unheilvolle Bedeutung hat, da er lähmend auf unser gesamtes öffentliches Leben einwirkt.)

Kulturell und kulturhistorisch vereinigt es die Kultur ganz junger Steppenstämme mit der alter, bis in die Römerzeit zurückreichender Kulturvölker.

Die wirtschaftliche Struktur — und das ist vielleicht das allerbedeutsamste Moment! — schwankt zwischen dem feudalen Großgrundbesitz im Osten der Elbe und dem demokratischen Tabak- und Weinbauerntum im Südwesten und Westen. Und dementsprechend ist das Land in seinem einen Teile steppenmäßig dünn, im anderen überdicht besiedelt; in einem Teil herrscht die Wirtschaftsverfassung, die aus der Leibeigenzeit überkommen ist, noch heute in der Praxis fast unverändert, im anderen ringen ganz neue soziale Schichtungsverhältnisse sich zum Leben durch.

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich in jedem Verstande. Und darum darf es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn auch seine Verfassung, wenn auch sein politisches Leben — ich finde keinen konziseren Ausdruck, der meine Gedanken in einem zusammenfaßte — zwischen Rußland und Frankreich in der Mitte liegen.

Zur Winzerbewegung.

Von Camille Pelletan.

In unserm Süden fängt es an, ruhiger zu werden. Man kann jetzt auf diese merkwürdige Krisis, die diesen Teil Frankreichs aufgewühlt hat, einen Blick zurückwerfen.

Es ist nicht das erste Mal, daß der Süden einen solchen Notstand durchmacht, er ist schon vor einigen dreißig Jahren hart geprüft worden. Er hatte sich damals, als ihm der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes den Export nach dem übrigen Frankreich ermöglichte, rasch und außerordentlich bereichert. Man hatte alle anderen Kulturen aufgegeben und nur Weinstöcke gepflanzt; in den großen Dörfern der Langued'ocschen Ebene, denen das Glück so plötzlich wohl wollte, herrschte Wohlstand, überall sah man vergnügte Gesichter. Da kam die Reblaus und ruinierte das Land. Ein Teil der Bevölkerung wanderte aus.

Das Land erholte sich allmählich, als man auf den Gedanken verfiel, amerikanische Reben, die widerstandsfähiger sind, zu pflanzen. Man ließ es sich Geld und Zeit kosten,

aber dem Weinbau wurde wieder aufgeholfen. Allerdings warf er nun nicht mehr den reichen Ertrag wie früher ab, aber man konnte noch sein gutes Auskommen haben, als ein neues Uebel, das noch grimmiger wütete als die Reblaus, über das Land hereinbrach: der Winzer fand keinen Absatz mehr für seinen Wein.

Um die Katastrophe zu verstehen, muß man wissen, wie man in der ganzen Ebene, die sich von dem Fuße der Cevennen, der Montagne-Noire, der Corbières und der Pyrenäen bis an die flachen Ufer des Mittelländischen Meeres erstreckt, Weinpflanzungen anlegt. Man bemüht sich nicht, bessere Weinsorten zu erzeugen, es kommt den Winzern nur auf die Quantität an, und hat es so auf mehr als zwanzigtausend Liter pro Hektar gebracht. Alle andern Nutzpflanzen sind verschwunden, sogar die Olivenbäume hat man herausgerissen. Man kann sich keine sonderbarere und kaum unschönere Landschaft vorstellen, als diese weite Ebene mit den endlosen Weinpflanzungen und den überall verstreuten, massigen weißen Häusern, auf die eine fast afrikanische Sonne ihre erbarmungslosen Strahlen herabsendet. Man läßt nicht wie in anderen Teilen Frankreichs die Reben sich an Pfählen emporranken, sondern begnügt sich damit, Drähte horizontal dicht über dem Boden anzubringen.

Die Weine, die man bei dem dort üblichen Raubbau erzeugt, eignen sich natürlich nur für gewisse Zwecke. Sie sind nicht haltbar und müssen bald getrunken werden, meistenteils aber verschneidet man damit edlere Weine. Man könnte sich mithin fragen, ob die südfranzösischen Winzer ihren Ruin nicht selber hauptsächlich dadurch verschuldet haben, daß sie die Qualität zu sehr der Quantität aufgeopfert haben. Aber ebenso verderblich für sie ist jedenfalls die Weinfälschung. Bringen die Ebenen von Béziers und Narbonne zu viel Wein hervor, so fabriziert man in den Kellereien der Fälscher noch viel mehr; das Wunder, das Christus auf der Hochzeit zu Kana tat, wiederholen diese Leute täglich im ungeheuerlichsten Maßstabe. Die Weine, die ihnen der Winzer liefert, alkoholisieren sie künstlich und leiten dann sintflutliche Ströme von Wasser hinein. Dank diesem weisen Verfahren nimmt die Produktion einen gewaltigen Umfang an, und sinken die Preise unter zehn Centimes pro Liter.

Das Problem also, das es hier zu lösen gilt, ist ein sehr verwickeltes. Es liegen hier Uebelstände vor, gegen die Gesetze und Regierung nichts ausrichten können. Anderen könnte man abhelfen, was freilich auch nicht leicht ist. Die Weinfälscher sind schlaue Leute, und die Mittel, deren man sich bedient, um unechte Produkte von echten zu unterscheiden, leisten zwar gute Dienste in dem Laboratorium eines Chemikers, versagen aber in der Praxis wegen der großen Zahl der Proben, wie der Kleinhandel sie liefert, und wegen der Unwissenheit oder Nachlässigkeit der subalternen Beamten. Auf die städtischen Laboratorien kann man sich nicht verlassen: sind doch sogar im Pariser Laboratorium Dinge passiert, die das ärgste Mißtrauen rechtfertigen! Es sind gewiß viel Unschuldige verurteilt worden, weil die Untersuchungen leichtfertig angestellt wurden, und es kommt nicht selten vor, daß Analysen, die an zwei Proben aus derselben Flasche vorgenommen worden sind, verschiedene Resultate ergeben.

Aber es ist darum nicht weniger unbestreitbar, daß man die Weinfälschung mit sträflicher Nachsicht behandelt. Wenn die Vertreter des Südens erbarmungslose Repressivmaßregeln verlangen, so nehmen sich die großen Städte, in denen man keine Reben pflanzt

und doch Wein produziert, der Weinhändler an und vereiteln jede wirksame Bekämpfung des Uebels. Im Süden selber wimmelt es von Weinfälschern, die das Geschäft im Großen betreiben: man sagt, und es ist wahrscheinlich, daß sie einflußreiche Gönner haben. Diese Mißbräuche erbitterten die Winzer seit geraumer Zeit, und wer ist zwischen Nimes und Perpignan nicht Winzer? Und diejenigen, die nicht selber Wein bauen, die Arbeiter, Geschäftsleute, Notare, Bankiers, wissen, daß sie kein Geld verdienen können, wenn es dem Weinbauer schlecht geht. Die Sache des Weinbaus ist im Süden jedermanns Sache.

Daß die Krisis offene Rebellion im Gefolge hatte, wird man also leicht begreifen, zumal wenn man das hitzige Temperament und das großsprecherische Wesen der Südfranzosen kennt. Das Wort geht bei ihnen leicht über die Wirklichkeit hinaus, und der Gedanke folgt schnell dem Wort. Man hat sich in Hitze geredet, die Wut hat immer weiter um sich gegriffen, zumal sie keinen Widerspruch fand, und schließlich haben alle einander versprochen, man wolle die Regierung zwingen, sich um den notleidenden Süden zu bekümmern. Gleichwohl dachte man an keine gewalttätige Auflehnung, nur an eine Art Streik, wollte nicht mehr seine Bürgerpflichten erfüllen. Merkwürdig ist es nun, daß die Regierung lange Zeit nichts wußte und nichts vorausgesehen hat. Die Südfranzosen sind doch Leute, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen pflegen. Ein gut unterrichtetes Ministerium hätte sich nicht überrumpeln lassen.

An dieser Bewegung war alles sonderbar, auch der Charakter und das Verhalten desjenigen, der sie eine Zeitlang zu leiten schien. Er war ein Unbekannter; wie mir scheint, ein guter, ehrlicher Mann; aber, wie die Folge gezeigt hat, keine hervorragende Intelligenz und kein Charakter. Sein für seinen Einfluß so verhängnisvoller Besuch bei dem Minister Clemenceau zeugte von keiner großen Schlauheit. Einen Minister aufzusuchen, um ihm die Beschwerden und Forderungen eines ganzen Landes vorzutragen und dann wegzugehen, ohne etwas andres ausgerichtet zu haben, als daß man ihn — meinetwegen ganz harmlos — um hundert Franken zur Rückreise angepumpt hat; so etwas kann den Glanz einer Messiasglorie nicht erhöhen.

Zu denen, die eine hervorragende Rolle in dem Aufstande gespielt haben, gehört auch der Doktor Ferroul. Ferroul hat lange Zeit in der Deputiertenkammer auf den Bänken der Sozialisten gesessen, und er würde noch da sitzen, wenn er's gewollt hätte, aber er wurde es müde, fern von Narbonne leben zu müssen, der Stadt, deren Bürgermeister er schon war, und trat seinen Platz im Palais Bourbon an seinen Freund Aldy ab. Seine Beliebtheit beim Volke hot in der Stadt, die ihn in die Kammer schickte, nie eine Einbuße erlitten. Er ist ein tüchtiger Mann, dessen Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit niemand je in Frage gestellt hat. Uns allen, den Vertretern des Blocks, dem Vorsitzenden des Staatsrats so gut wie mir ist er ein alter Freund, ein treuer Kamerad, mit dem wir Schulter an Schulter für die Republik gekämpft haben, ein Charakter, der sich in den Zeiten der Gefahr — und wir haben deren viele durchgemacht — trefflich bewährt hat. Als die Krisis im Süden eintrat, hielt er es für seine Pflicht, sich der Sache seiner Landsleute anzunehmen, und schloß sich der Bewegung an, entfaltete aber eine seltene Energie, um sie vor gewalttätigen Ausschreitungen zu bewahren.

Manche haben behauptet, der gegenwärtigen Regierung feindliche Parteien hätten bei diesen Unruhen die Hand im Spiele gehabt. Aber die Krisis ist eine rein ökonomische und

hat mit der Politik nichts zu schaffen. Denn in diesem einst von Parteikämpfen zerrissenen Lande, in dem eine sehr rote Majorität sich mit einer wütigen Minderzahl hartnäckiger Reaktionäre herumzuschlagen pflegte, haben sich infolge der gemeinsamen Not die alten Feinde versöhnt, ist die ganze Bevölkerung eines Sinnes geworden. Aber deshalb wollen wir nicht behaupten, daß die politischen Parteien nicht versucht hätten, die Krisis zu ihrem Vorteil auszubeuten. Unzufriedenheit und Revolten sind allen Oppositionen willkommen, aber es wäre kindisch, die Krisis im Süden auf reaktionäre oder revolutionäre Machenschaften zurückzuführen.

Die Art, wie der Süden seinen Forderungen Nachdruck verlieh, kann man gewiß nicht billigen. Daß irgend ein Teil der Bevölkerung das Getriebe der Verwaltung zum Stillstand bringt, um einen Druck auf die Regierung auszuüben, ist auf jeden Fall unzulässig. Aber man konnte dem südfranzösischen Volke mildernde Umstände zubilligen und hätte alles Mögliche tun müssen, um Blutvergießen zu vermeiden. Die gegenwärtige Regierung hätte sich erinnern sollen, wie sie selber erst kürzlich gegen gewalttätigere Empörer verfuhr. Als die Inventarien in den Kirchen aufgenommen werden mußten, veranstalteten die Klerikalen regelrechte Revolten, hielten sie Belagerungen in den Kultusgebäuden aus, verschanzten sich ganze Dörfer, legten die fanatischen Gläubigen Hinterhalte und griffen in verschiedenen Gegenden unsere Soldaten ernstlich an. Angesichts dieser bewaffneten Revolte stellte der Vorsitzende des Staatsrats, damals Minister des Innern, auf lange Monate die Vollstreckung der Gesetze ein und ließ eher das Ansehen des Staates leiden, als daß er den Boden des Vaterlandes mit Bürgerblut befleckt hätte. Er soll es bleiben lassen, zu erklären, warum er gegen Republikaner, die nichts Böses im Schilde führten, weniger geduldig gewesen ist als gegen aufrührerische Klerikale.

Dabei hatte er aber doch anfangs eine Geduldspolitik befolgt, so daß die Bevölkerung des Südens sich offner und zuversichtlicher mit ihren Forderungen hervorwagte. Die Kammer beschloß in Uebereinstimmung mit der Regierung, sofort strenge Gesetze gegen die Weinfälscher zu erlassen. Sie tat freilich nicht, was man von ihr erwartete, und lehnte die wirksamsten Paragraphen ab. Gleichwohl konnte man bemerken, daß die Spannung entschieden nachließ: die südfranzösischen Republikaner kamen zur Besinnung und begriffen, daß die reaktionäre Partei drauf und dran war, Nutzen aus der Bewegung zu ziehen. Die Volksvertreter des Südens, Senatoren sowohl wie Abgeordnete, waren überzeugt, daß nach Annahme des Gesetzes, und sobald man der Bevölkerung von Langued'oc einigermaßen entgegenkäme, ein guter Teil der vernünftigen Bürger sich von den gewalttätig gesinnten lossagen würde, und das Ansehen des Gesetzes wiederhergestellt werden könnte. Von diesem Augenblick, den die Regierung entschieden erreichen zu wollen schien, war man nur noch durch einige Tage, ja, ich darf wohl sagen einige Stunden, getrennt, als plötzlich der verhängnisvolle Theatercoup erfolgte, der den Ereignissen eine so tragische Wendung gab, die Verhaftung aller derer, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, vor allen Ferrouls. Durch diese verkehrte Maßregel reizte man das Volk zum heftigsten Zorn und trennte es gleichzeitig von den Männern, die allein imstande gewesen wären, diesen Zorn zu beschwichtigen. Ob diese Verhaftungen gesetzlich berechtigt waren, will ich hier nicht näher untersuchen. Ich bezweifle es aber, denn ich begreife nicht, daß es ein Verbrechen sein soll, wenn Gemeindebeamten ihr Mandat niederlegen, weil ihre Wähler es so wünschen. Am Tage darauf

floß Blut in Narbonne. Man hat sich greuliche Episoden von diesem Kampfe erzählt. Dies Wort paßt nicht hierher: Es ist nirgends gekämpft worden, es wurden Gewalttätigkeiten ohne Kampf verübt. Das war nicht anders zu erwarten. Alle diejenigen, die den Krieg nahebei gesehen haben, namentlich den Bürgerkrieg, wissen, wie leicht sich in der Gefahr der Kulturmensch des 20. Jahrhunderts in die Bestie des Steinzeitaliers zurückverwandelt. Man wird dann von einer Art Schwindel, einem Blutrausch befallen, in dem man alles Bewußtsein seines moralischen Ichs, alles Verantwortlichkeitsgefühl verliert und der blinden, blutdürstigen Wut die Zügel schießen läßt. Möchten doch solche Zeiten so selten wie möglich wiederkehren! Auf diese Weise haben sich die Ereignisse in der Langued'oc abgespielt. Nunmehr hat es den Anschein, als würde wieder Ruhe eintreten, es sei denn, daß ein neuer Notstand neue Wirren nach sich zöge. Aber diese vorübergehende Erregung wird ernste Folgen haben. Dieser Landesteil, der mit so leidenschaftlicher Begeisterung an unseren demokratischen Einrichtungen hing, wird zu der alten Gesinnung nicht mehr zurückkehren. Der reaktionäre sowie der revolutionäre Fanatismus werden von neuem Wurzel fassen, und dann wird man Ursache haben, die begangenen Fehler bitter zu bereuen.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Personen:

Oberst Daniel Craven	Grace Tranfield, seine Tochter
Julia, Sylvia } seine Töchter	Leonard Charteris
Joseph Cuthbertson	Dr. Paramore
	Ein Klubpage

Ort der Handlung: Der erste Akt spielt in Grace Tranfields Salon im Victoria-Distrikt Londons; der zweite und dritte im Bibliothekzimmer des Ibsen-Klubs; der vierte im Salon des Dr. Paramore in Savile Row. — Zeit: Zu Beginn der neunziger Jahre, als die Dramen Ibsens in London die ersten Stürme entfesselten.

Erster Akt.

Im Salon einer Wohnung, die in Ashley Gardens gelegen ist, tauschen eine Dame und ein Herr Liebesschwüre aus. Es ist zehn Uhr nachts vorüber. An den Wänden hängen Stiche und Photographien, die Persönlichkeiten aus dem Theaterleben darstellen. Kemble als Hamlet, Frau Siddons als Königin Katharina, wie sie eben ihre Sache vor Gericht vertritt, Macready als Werner (nach Macliſe), Sir Henry Irving als Richard III. (nach Long), Ellen Terry, Frau Kendal, Ada Rehan, Sarah Bernhardt, Henry Arthur Jones, A. W. Pinero, Syndney Grundy u. a. m. findet man abgebildet, dagegen weder Eleonora Duse noch irgend wen, der mit Ibsen zusammenhängt. Das Zimmer ist nicht rechtwinklig, denn die eine Ecke wird durch den Türeingang schräg abgeschnitten, und die gegenüberliegende ist durch ein Fenster abgerundet, in dessen Erker eine blumengeschmückte Statuette Shakespeares auf einem Tischchen steht. Der Kamin befindet sich an der Seite des Türeingangs, ein Lehnsessel steht daneben. Auf einem kleinen runden Tisch, der weiter von der Tür entfernt ist, liegt ein gelbrückiger französischer Roman aufgeschlagen. Ein Stuhl ist an den Tisch gerückt. Das Klavier, ein Flügel, steht an der Shakespeare-Seite und ist geöffnet, die Klaviatur bildet mit der Wand einen rechten Winkel. Das Musikstück auf dem Notenpulte heißt „Wenn andere Lippen". Gut beschattete Glühlichter sind auf dem Klavier und dem Kaminsims befestigt. In der Nähe des Klaviers steht ein Sofa, auf dem die Dame und der Herr in zärtlichster Umarmung beisammen sitzen.

Die Dame, Grace Tranfield, ist ungefähr zweiunddreißig Jahre alt, von zarter Gestalt und feinen Zügen, mit sensitivem Ausdruck. Eben jetzt ist sie der Erregung des Augenblicks hingegeben, aber ihr wohlgeformter Mund, ihre stolz geschwungenen Brauen das feste Kinn und die elegante Haltung bekunden sehr viel Entschlossenheit und Selbstachtung. Sie trägt eine Soiréetoilette.

Der Herr, Leonard Charteris, ist ein paar Jahre älter, zwanglos, aber flott gekleidet. Er trägt ein Samtjackett und Kaschmirhosen. Sein blauer Leinenkragen ist am Hemd befestigt und fällt über eine granatfarbene Binde aus indischer Seide, die ein Türkisenring zusammenhält. Er trägt blaue Socken und Lederschuhe. Die Anordnung seines lohbraunen Haares, seines kurzen Bartes und Schnurrbartes ist augenscheinlich der Natur überlassen worden, aber er hat dafür gesorgt, daß die Natur ihm die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse. Seine begeisterte Verliebtheit, über die er sich selbst lustig macht, und seine kluge, phantasiereiche, humorvolle Art bilden einen starken Gegensatz zu der aufrichtigen Zärtlichkeit und würdevollen Ruhe der Frau.

Charteris (Grace leidenschaftlich umarmend): Geliebte!

Grace (zärtlich erwidernd): Geliebter! Bist du glücklich?

Charteris: Im Himmel.

Grace: Ich auch.

Charteris: Meines Herzens Liebling. (Er seufzt vor Glück und nimmt ihre Hände in die seinen, wobei er sie seltsam ansieht.) Dieser Kuß muß unbedingt der letzte sein, Grace, oder ich werde den Verstand verlieren. (Er läßt sie los und setzt sich ein wenig beiseite.) Grace, bin ich deine erste Liebe?

Grace: Hast du vergessen, daß ich Witwe bin? Du glaubst doch nicht etwa, daß ich Tranfield des Geldes wegen geheiratet habe?

Charteris: Was weiß ich? Uebrigens magst du ihn ja nicht geheiratet haben, weil du ihn liebtest, sondern weil du keinen andern liebtest. Wenn man jung ist, heiratet man aus bloßer Neugier, nur um zu sehen, was es damit für eine Bewandtnis hat.

Grace: Jetzt, wo du mich danach fragst, ist mir, als wäre ich niemals in Tranfield verliebt gewesen, obgleich ich das erst entdeckte, als ich mich in dich verliebte. Aber ich liebte ihn jedenfalls dafür, daß er in mich verliebt war, und das hat alle Vorzüge seines Wesens so sehr ans Licht gebracht, daß ich mir seitdem immer gewünscht habe, in jemanden verliebt zu sein. Ich hoffe, daß du mich genau so lieben wirst, wie ich Tranfield liebte, jetzt, wo ich in dich verliebt bin.

Charteris: Mein Schatz, weil ich dir gut bin, möchte ich dich heiraten. Lieben könnte ich eine jede, wenigstens jede hübsche Frau.

Grace: Meinst du das ernstlich, Leonard?

Charteris: Gewiß. Warum nicht?

Grace (nachdenklich): Oh nichts. Sag' mir nur, ob ich deine erste Liebe bin?

Charteris (bestürzt über die Einfachheit der Frage): Nein, bei meiner Seele, nein; auch die zweite nicht, die dritte auch nicht.

Grace: Ich meine, deine erste ernsthafte Liebe?

Charteris (nach einigem Zögern): Ja. (Es entsteht eine Pause. Sie ist nicht überzeugt. Er fügt mit einer sehr fühlbaren Last auf dem Gewissen hinzu) Es ist das erste Mal, daß ich es ernst meine.

Grace (scharf): Ich verstehe. Die Partnerinnen haben es immer ernst gemeint.

Charteris: Nicht immer. Bei Gott!

Grace: Wie oft?

Charteris: Nun, einmal.

Grace: Julia Craven?

Charteris (zurückweichend): Wer hat dir das gesagt? (Sie schüttelt geheimnisvoll den Kopf. Er wendet sich unmutig von ihr ab und fügt hinzu) Du hättest viel besser getan, nicht zu fragen.

Grace (sanft): Ich bedaure es, Liebster. (Sie streckt die Hand aus und berührt ihn leise, um ihn wieder zurückzugewinnen.)

Charteris (duldet mechanisch die Berührung und läßt ihre Hand auf seinem Arm liegen, bleibt aber unbeweglich sitzen und macht nicht den geringsten Versuch, die Liebkosung zu erwidern): Bin ich unempfindlicher gegen deine Berührung als vor fünf Minuten?

Grace: Welch ein Unsinn!

Charteris: Mir ist, als wäre mein Körper in das härteste Akazienholz verwandelt worden. Das kommt davon, wenn man mich an Julia Craven erinnert. (Er brütet vor sich hin, das Kinn in die rechte Hand und den Ellbogen auf das Knie gestützt.) Ich habe mit ihr allein zusammen gesessen, genau so, wie ich mit dir hier sitze —

Grace (zurückweichend): Genau so?

Charteris (erhebt sich und bietet ihr die Stirn): Genau so. Sie hat ihre Hände in die meinen gelegt, und ihre Wange an meine Wange geschmiegt, und meinen Worten gelauscht und allerlei Unsinn geschwätzt. (Grace erhebt sich, bis ins Innerste erkaltet, vom Sofa und setzt sich so auf den Klavierstessel, daß sie der Klaviatur den Rücken zukehrt.) Ah, du hast keine Lust, noch mehr zu hören. Um so besser.

Grace (tief verletzt, aber sich beherrschend): Wann hast du der Sache ein Ende gemacht?

Charteris (harmlos): Ein Ende gemacht?

Grace (fest): Ja, ein Ende gemacht.

Charteris: Nun, warte einmal. Wann habe ich mich in dich verliebt?

Grace: Hast du damals der Sache ein Ende gemacht?

Charteris (boshaft, indem er immer klarer zu verstehen gibt, daß er kein Ende gemacht hat): Es war selbstverständlich, daß damals ein Ende gemacht werden mußte.

Grace: Und hast du ein Ende gemacht?

Charteris: Oh ja. Ich habe ein Ende gemacht.

Grace: Hat sie ein Ende gemacht?

Charteris (sich erhebend): Ich bitte dich, Liebste, tu mir den Gefallen und ändere das Thema. Komm fort vom Klavier. Ich möchte, daß du dich mit mir hierhersetzest. (Er macht einen Schritt auf sie zu.)

Grace: Ich bin auch hart geworden — eben, sogar viel härter als Akazienholz. Hat sie ein Ende gemacht?

Charteris: Liebes Kind, sei vernünftig. Es wurde ihr klar genug auseinandergesetzt, daß die Sache eine Ende haben müsse.

Grace: Hat sie sich mit dieser Auseinandersetzung zufrieden gegeben?

Charteris: Sie tat, was eine Frau wie Julia in solchen Fällen immer tut. Wenn ich mich mit ihr mündlich auseinandersetzte, sagte sie, es sei nicht mein besseres Selbst, das so aus mir spräche, und sie wüßte, daß ich sie noch immer wahrhaft liebte. Wenn ich ihr mit brutaler Deutlichkeit schrieb, las sie den Brief sorgfältig und sendete ihn mir dann mit einer Zeile zurück, in der sie sagte, daß sie nicht den Mut fände ihn zu öffnen, und daß ich mich schämen sollte, ihn geschrieben zu haben. (Er tritt neben Grace und legt die linke Hand liebkosend um ihren Nacken.) Du siehst, mein Schatz, sie will der Tatsache nicht ins Antlitz sehen.

Grace (schüttelt seine Hand ab und wendet sich auf dem Sessel ein wenig fort): Nach der leichten Art, mit der du davon sprichst, fürchte ich, daß du nicht die richtigen Saiten aufgezogen hast.

Charteris: Mein Kind, wenn du das tust, was eine Frau „ihr das Herz brechen" nennt, kannst du die allerschönste Saite aufziehen, für ihr Ohr klingt sie dennoch so — (Er setzt sich auf das Baßende der Klaviatur. Grace hält sich die Ohren zu. Er erhebt sich, geht vom Klavier fort und sagt) Nein, mein Schatz: ich bin gütig gewesen, ich bin aufrichtig gewesen; ich bin alles gewesen, was ein gutartiger Mensch sein kann; aber sie sieht in alledem nur einen absichtlichen Vorwand, zu streiten, wie es unter Liebesleuten eben vorkommt. (Grace zuckt zusammen.) Aufrichtigkeit und Güte: eines so schlecht wie das andere — namentlich die Aufrichtigkeit. Ich habe beides versucht. (Er geht quer zum Kamin hinüber und steht mit dem Gesicht zum Feuer, betrachtet die Ornamente auf dem Kaminsims und wärmt sich die Hände.)

Grace (mit etwas erhobener Stimme): Was wirst du nun versuchen?

Charteris (wendet sich auf dem Kamin teppich um und sieht ihr ins Gesicht): Ich werde handeln, meine Liebe! Heiraten! Daran muß sie glauben. Sie wird durch nichts Geringeres zu überzeugen sein, denn du mußt wissen, ich habe schon früher einmal einige grauenhafte Liebesverhältnisse abgebrochen und bin hinterher doch zu Julia zurückgekehrt.

Grace: Das ist der Grund, warum du mich heiraten willst?

Charteris: Ich kann's nicht leugnen, mein Schatz. Ja, es ist deine Sendung, mich von Julia zu befreien.

Grace (sich erhebend): Wenn du nichts dagegen hast, so weigere ich mich, für einen solchen Zweck benützt zu werden. Ich will dich keiner andern Frau stehlen. (Sie beginnt mit unheilverkündender Erregtheit auf und ab zu gehen.)

Charteris: Mich stehlen! (Er geht auf sie zu.) Grace, ich habe eine Frage an das vorgeschrittene Weib, das du bist, zu stellen. Bedenke: an das vorgeschrittene Weib, das du bist. Gehört mir Julia? Bin ich ihr Eigentümer — ihr Herr?

Grace: Gewiß nicht. Keine Frau ist das Eigentum eines Mannes. Eine Frau gehört sich selbst und niemand sonst.

Charteris: Ganz richtig. Das ist auch meine Ansicht. Nun sag' mir: gehöre ich Julia, oder habe ich auch das Recht, mir selbst zu gehören?

Grace (verblüfft): Natürlich hast du das. Aber —

Charteris (unterbricht sie triumphierend): Wie kannst du mich dann Julia stehlen, wenn ich ihr nicht gehöre? (Er packt sie bei den Schultern und hält sie auf Armeslänge vor sich.) Nun, kleiner Philosoph? Nein, mein Schatz: Wenn Ibsens Weisheit für die Gans gilt, so gilt sie auch für den Gänserich. Ueberdies (schmeichelnd) war das mit Julia nichts als eine Liebelei — nichts weiter — glaube mir.

Grace (stürzt von ihm fort): Um so schlimmer! Ich hasse deine Liebeleien. Sie sind schuld, daß ich mich meiner selbst und deiner schäme. (Sie geht zum Sofa und setzt sich mit abgewendetem Gesicht in die vom Klavier am weitesten entfernte Ecke und stützt sich verdrießlich auf den Ellbogen auf.)

Charteris: Grace, du täuschest dich vollkommen über die Ursache meiner Liebeleien. (Er setzt sich neben sie.) Höre mich an: bin ich ein besonders hübscher Mann?

Grace (erstaunt über seine Einbildung): Nein!

Charteris (triumphierend): Du gibst es zu. Bin ich ein auffallend gut gekleideter Mann?

Grace: Nicht sonderlich.

Charteris: Natürlich nicht. Habe ich einen romantischen, geheimnisvollen Reiz? Sehe ich aus, als ob ein geheimer Kummer an mir nagte? Bin ich den Frauen gegenüber galant?

Grace: Nicht im geringsten.

Charteris: Gewiß nicht. Niemand kann mir derlei vorwerfen. Wessen Schuld ist es dann, daß sich die Hälfte der Frauen, mit denen ich spreche, in mich verliebt? Nicht die meine, ich hasse das, es langweilt mich bis zur Verzweiflung. Anfangs schmeichelt es mir — es entzückt mich — und auf diese Art hat mich Julia drangekriegt. Sie ist die erste Frau gewesen, die den Mut

hatte, mir eine Liebeserklärung zu machen. Aber ich hatte bald genug davon, und niemals habe ich die Initiative ergriffen und Frauen mit meinen Anträgen verfolgt, wie die Frauen mich verfolgt haben. Niemals. Dich ausgenommen, natürlich.

Grace: Oh, du brauchst keinerlei Ausnahme zu machen. Ich hatte recht viel Mühe, dich dahin zu bringen, uns zu besuchen. Du tatest sehr spröde.

Charteris (nimmt liebkosend ihre Hand): Mit dir, Geliebte. Das Sprödetun war bloß Koketterie. Ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt, und floh nur, damit du mich verfolgen solltest. Aber komm! Wir wollen über etwas wirklich Interessantes sprechen. (Er schließt sie in die Arme.) Liebst du mich mehr als irgend etwas auf der Welt?

Grace: Ich glaube, du verträgst es nicht, daß man dich zu sehr liebt.

Charteris: Das hängt davon ab, wer es tut. Du (preßt sie an sein Herz) kannst mich nicht zu sehr lieben. Du kannst mich nicht annähernd genug lieben. Ich werfe dir täglich deine Kälte vor — deine — (Draußen klopft es heftig zweimal. Sie fahren auf, und einander noch in den Armen liegend, horchen sie, wobei sie kaum zu atmen wagen). Wer zum Teufel kommt um diese Stunde?

Grace: Ich habe keine Ahnung. (Sie lauschen schuldbewußt.)

Die Stimme einer Frau (von außen): Ist Herr Charteris hier?

Charteris (aufspringend): Julia! Verdammt! (Er steht am Rande des Sofas, stützt die Hände darauf und beugt sich, die Augen auf die Tür geheftet, vor.)

Grace (erhebt sich gleichfalls): Was kann sie wollen?

Die Stimme: Einerlei, ich will mich selbst anmelden. (Ein schönes, brünettes, tragisch aussehendes Weib, in Mantel und Hut, erscheint wütend auf der Schwelle.) Oh, das ist reizend. Ich habe ein hübsches Tête-a-tête unterbrochen. Elender! (Sie stürmt geradewegs auf Grace zu, Charteris läuft ihr hinter dem Sofa entgegen und tritt ihr in den Weg. Sie kämpft wütend mit ihm. Grace bewahrt ihre Selbstbeherrschung und zieht sich gelassen nach dem Klavier zurück. Als Julia sieht, daß Charteris stärker als sie ist, gibt sie den Versuch auf, zu Grace zu gelangen, aber sie schlägt Charteris ins Gesicht, während sie sich losmacht.)

Charteris (abgestoßen): Oh, Julia, Julia! Das ist zu stark!

Julia: Wahrhaftig, das ist zu stark! Was hast du hier oben bei diesem Frauenzimmer zu suchen? Du Schurke! Höre mich an, Leonard: Du hast mich zur Verzweiflung gebracht, und es ist mir einerlei, was ich tu, oder wer mich hört. Ich werde es nicht dulden. Sie wird meinen Platz an deiner Seite nicht einnehmen.

Charteris: Sh — sh!

Julia: Nein, nein, es ist mir einerlei. Ich werde ihren wahren Charakter schon enthüllen. Du gehörst mir und hast kein Recht, hier zu sein, und sie weiß es.

Charteris: Ich glaube, du tätest besser, mir zu erlauben, dich nach Hause zu bringen, Julia.

Julia: Ich will nicht. Ich gehe nicht nach Hause. Ich werde hier bleiben — hier — bis ich dich dahin gebracht habe, daß du sie aufgibst.

Charteris: Mein liebes Kind, du mußt vernünftig sein. Du kannst wirklich nicht in Frau Tranfields Haus bleiben, wenn sie es nicht gestattet. Sie kann klingeln und uns beide vor die Tür setzen lassen.

Julia: Dann soll sie es tun. Laß sie nur klingeln, wenn sie es wagt. Wir wollen doch sehen, wie dieses reine, tugendhafte Geschöpf dem Skandal standhalten wird, den ich ihr machen werde. Wir wollen auch sehen, wie du ihm standhalten wirst. Ich habe nichts zu verlieren. Jedermann weiß, wie du mich behandelt hast: du hast dich deiner Eroberung gerühmt, du armseliges, beklagenswertes, eitles Geschöpf, ich bin das Tagesgespräch in deinem und ihrem Bekanntenkreis. Oh, ich habe meine Lage genau erwogen. (Sie wirft ihren Mantel ab.) Ich bin ein maßlos unglückliches und beleidigtes Weib, aber ich bin nicht die Törin, für die du mich hältst. Ich werde bleiben — schau. (Sie wirft den Mantel auf den runden Tisch, legt ihren Hut darauf und setzt sich.) Nun, Frau Tranfield: hier ist die Klingel, (sie zeigt auf den Knopf neben dem Kamin) warum klingeln Sie nicht? (Grace, die Charteris aufmerksam ansieht, rührt sich nicht.) Ha! Ha! Ich dacht' es wohl.

Charteris (ruhig, ohne Julia aus den Augen zu lassen): Frau Tranfield, ich glaube Sie täten besser, in ein anderes Zimmer zu gehen. (Grace macht eine Bewegung nach der Tür, bleibt aber stehen und blickt Charteris fragend an, als Julia aufspringt und ihr in den Weg treten will. Charteris tritt einen Schritt vor, um den Weg nach der Tür zu bewachen.)

Julia: Das soll sie nicht. Sie soll hier bleiben. Sie soll wissen, was du bist, und wie verliebt du in mich gewesen bist — und daß noch keine zwei Tage verstrichen sind, seit du mich geküßt und mir gesagt hast, deine Zukunft werde so glücklich sein, wie deine Vergangenheit es gewesen ist. (Ihn anschreiend.) Das hast du gesagt, leugne es, wenn du es wagst.

Charteris (zu Grace mit leiser Stimme): Geh.

Grace (geht, mit dem Ausdruck nachlässigen Ekels): Schaffen Sie sie fort, Leonard, so schnell Sie nur können.

(Julia stürmt, einen unterdrückten Wutschrei ausstoßend, auf Grace los, die hinter dem Sofa zur Tür geht. Charteris hält Julia fest und hindert sie, am Sofa vorbeizukommen. Grace geht hinaus. Charteris, der Julia noch immer festhält, blickt auf die Tür, um zu sehen, ob Grace glücklich aus dem Zimmer ist.)

Julia (hört plötzlich zu kämpfen auf und spricht mit feierlicher Würde): Oh, ich habe einigen Grund, heftig zu sein. (Er geht an ihr vorbei nach dem Sofa und lehnt sich keuchend und sich die Stirn abwischend an die Seitenlehne.) Das ist deiner würdig! — brutale Gewalt zu gebrauchen! — mich vor ihr zu demütigen! (Sie sinkt zusammen und bricht in Tränen aus.)

Charteris (für sich, mit melancholischer Ueberzeugung): Das wird ein köstlicher Abend werden. Geduld! Geduld, Geduld! (Er setzt sich auf einen Stuhl in der Nähe des runden Tisches.)

Julia (mit gequälter Angst): Leonard, hast du kein Gefühl für mich?

Charteris: Nur den innigen Wunsch, dich heiler Haut von hier fortzubringen.

Julia (leidenschaftlich): Ich werde mich nicht von der Stelle rühren.

Charteris (ermüdet): Gut, gut. (Er stößt einen langen Seufzer aus. Sie sitzen eine Weile stumm da, Julia, nicht bestrebt, ihre Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, sondern ihre Wut auf dem Siedepunkt zu erhalten.)

Julia (sich plötzlich erhebend): Ich werde mit diesem Frauenzimmer sprechen.

Charteris (aufspringend): Nein, nein. Laß das sein, Julia, wir wollen nicht noch so einen Ringkampf zum besten geben. Ich bin bald vierzig: du bist zu jung für mich. Setz' dich nieder oder gestatte mir, dich nach Hause zu bringen. Bedenke, wenn ihr Vater käme.

Julia: Das ist mir einerlei. Es liegt nur an dir. Ich bin zu gehn bereit, wenn du sie aufgeben willst. Bis dahin werde ich bleiben. Das mache ich zur Bedingung; du bist mir das schuldig. (Sie setzt sich entschlossen. Charteris betrachtet sie einen Augenblick, dann geht er ebenso entschlossen zum Sofa und setzt sich auf den Rand, während Julia am entgegengesetzten Ende sitzt. Er spricht mit beißender Eindringlichkeit.)

Charteris: Ich bin dir ganz und gar nichts schuldig.

Julia (vorwurfsvoll): Nichts! Du kannst mir ins Gesicht sehn und mir das sagen? Oh Leonard!

Charteris: Ich möchte dich daran erinnern, Julia, daß du die Stellung einer Frau mit vorgeschrittenen Ansichten einnahmst, als wir uns kennen lernten.

Julia: Das hätte ein Grund mehr für dich sein sollen, mich zu respektieren.

Charteris (versöhnlich): Das war es auch, meine Liebe. Aber darauf kommt es nicht an. Als Frau mit vorgeschrittenen Ansichten warst du entschlossen, frei zu bleiben. Du erblicktest in der Ehe einen entwürdigenden Handel, durch den ein Weib sich einem Manne, der sozialen Stellung einer Ehefrau zuliebe, verkauft, und um das Recht zu haben, von ihm erhalten und in den alten Tagen auf seine Kosten pensioniert zu werden. Das ist die vorgeschrittene Ansicht — unsere Ansicht. Wenn du mich übrigens geheiratet hättest, würde ich mich vielleicht zu deinem Entsetzen als Trunkenbold, als Verbrecher, als Idiot entpuppt haben; und du hättest dich nicht zu befreien vermocht. Eine zu große Gefahr, wie du siehst. Das ist die vernünftige Ansicht — unsere Ansicht. Deswegen hast du dir das Recht gewahrt, mich jederzeit verlassen zu dürfen, wenn du unsere Gemeinschaft unvereinbar finden würdest mit — wie war doch der Ausdruck, den du zu gebrauchen pflegtest? — mit deiner ungehinderten Entwicklung als menschliches Wesen. Ich glaube, so hast du die Weltanschauung Ibsens ausgelegt — unsere Anschauung. Ich hatte mich also mit einem reizvollen Getändel zufrieden zu geben, das mich sehr viel gelehrt und mir Stunden vollendeter Glückseligkeit geschenkt hat.

Julia: Leonard, du gibst also zu, daß du mir etwas zu verdanken hast?

Charteris (hochmütig): Nein, was ich bekam, das gab ich wieder. Hast du von mir nichts gelernt? — gab es für dich kein Entzücken in unserer Freundschaft?

Julia (heftig und beweglich, denn jetzt ist sie aufrichtig): Nein. Ich mußte dir jede Minute des Glücks teuer bezahlen. Du hast dich für die Demütigung, der Sklave deiner Leidenschaft für mich gewesen zu sein, bitter gerächt. Ich bin deiner keinen Augenblick sicher gewesen. So oft ein Brief von dir kam, zitterte ich, daß er irgend einen Dolchstoß für mich enthielte. Ich fürchtete deine Besuche ebensosehr, wie ich mich nach ihnen sehnte. Ich war dein Spielzeug, nicht deine Gefährtin. (Sie erhebt sich, ausrufend) Oh, in meinem Glück gab es so viel Kummer, daß ich Freude von Leid kaum unterschied. (Sie sinkt auf den Klavierstuhl und fügt, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend und sich von ihm abwendend, hinzu) Es stünde besser um mich, wenn ich dir nie begegnet wäre!

Charteris (erhebt sich entrüstet): Du undankbares Geschöpf! Ist das der Lohn für meine zarte Huldigung? Was habe ich alles ertragen — ertragen mit engelgleicher Geduld? Hatte ich nicht entdeckt, bevor unsere Freundschaft vierzehn Tage alt war, daß deine vorgeschrittenen Ansichten alle nur die Folge einer Mode waren, die du aufgegriffen und mitgemacht hattest wie irgend eine andere Mode, ohne sie zu verstehen oder nur im geringsten ernst zu nehmen? Hast du mich nicht trotz der Sorge um deine eigene Freiheit mit Ansprüchen überhäuft, mit denen verglichen die Ansprüche der eifersüchtigsten Frau nur Kleinigkeiten gewesen wären? Habe ich einen einzigen weiblichen Freund, den du nicht als alt, häßlich, lasterhaft verleumdet hättest —

Julia (rasch aufblickend): Das sind sie auch alle.

Charteris: Nun, dann will ich zu Beschwerden übergehn, die selbst du gelten lassen wirst. Ich klage dich der gewohnheitsmäßigen, unerträglichen Eifersucht und Bösartigkeit an; ich klage dich an: du beleidigst mich aus eingebildeten Gründen, du schlägst mich, du stiehlst meine Briefe —

Julia (sich erhebend): Ja, schöne Briefe!

Charteris: Du hast dein feierliches Versprechen, es nicht wieder zu tun, gebrochen, verbringst Stunden — nein Tage damit, dir den Inhalt meines Papierkorbes, in der Suche nach meinen Briefen, zusammenzustellen; und dann spielst du dich als mißhandelte Heilige und Märtyrerin auf, die von einem selbstsüchtigen Ungeheuer von Mann boshaft und absichtlich betrogen und verraten wird.

Julia: Ich war berechtigt, deine Briefe zu lesen. Unsere große gegenseitige Vertraulichkeit gab mir das Recht dazu.

Charteris: Ich danke schön. Dann beeile ich mich, einer Vertraulichkeit ein Ende zu machen, die dir solche Vorrechte einräumt. (Er setzt sich ärgerlich auf das Sofa.)

Julia (beugt sich, die rechte Hand auf der Rückenlehne des Sofas, drohend über ihn): Dazu hast du kein Recht!

Charteris: Doch, das habe ich. Du hast dich geweigert, mich zu heiraten, weil —

Julia: Das habe ich nicht. Du hast nie um mich angehalten. Wenn wir verheiratet wären, würdest du nie wagen, mich so zu behandeln, wie du es jetzt tust.

Charteris (nimmt seine Argumente wieder eifrig auf): Es war zwischen uns abgemacht, daß wir uns als Menschen mit vorgeschrittenen Ansichten nicht heiraten wollten, weil das Gesetz mich nicht gehindert hätte, ein Trunkenbold zu werden, ein —

Julia: Ein Verbrecher, ein Idiot oder ein Ungeheuer. Das hast du eben erst gesagt. (Sie setzt sich mit einem Satz neben ihn.)

Charteris (höflich): Verzeih, Liebste. Ich weiß, daß ich die Gewohnheit habe, mich zu wiederholen. Die Hauptsache ist, daß du dir deine Freiheit wahrtest, um mich, wenn es dir passen würde, aufzugeben.

Julia: Nun, was hat das damit zu schaffen? Es paßt mir nicht, dich aufzugeben, und ich will es nicht. Du bist kein Trunkenbold und kein Verbrecher geworden.

Charteris: Du siehst noch immer die Hauptsache nicht, Julia. Du scheinst zu vergessen, daß du dir für den Fall, daß es mit mir schief gehen sollte, die Freiheit wahrtest, mich zu verlassen, und daß du dadurch auch mir die Freiheit gewahrt hast, dich zu verlassen, falls es mit dir schief gehen sollte.

Julia: Sehr geistreich. Und bitte, bin ich vielleicht ein Trunkenbold oder Verbrecher oder ein Idiot geworden?

Charteris: Aus dir ist unvergleichlich Schlimmeres geworden als die Summe dieser drei Delikte: ein eifersüchtiger Zankteufel.

Julia (schüttelt bitter den Kopf): Ja, nur zu, beschimpfe mich.

Charteris: Ich poche jetzt auf das Recht, das ich mir vorbehielt: das Recht, mit dir zu brechen, sobald es mir passen würde. Vorgeschrittene Ansichten, Julia, haben vorgeschrittene Pflichten zur Folge. Du kannst nicht ein vorgeschrittenes Weib sein, wenn du einen Mann zu deinen Füßen bringen, und ein alltägliches, wenn du ihn dort gegen seinen Willen festhalten willst. Vorgeschrittene Leute gehn entzückende Freundschaften ein, alltägliche heiraten. Die Ehe taugt für sehr viele; und ihre erste Pflicht ist Treue. Freundschaft taugt für sehr wenige; und ihre erste Pflicht ist die unverzüglich klaglose Annahme ihrer Kündigung, falls ein Wechsel der Gefühle auf der einen oder andern Seite stattgefunden hat. Du wähltest die Freundschaft statt der Ehe. Nun tu deine Pflicht und nimm die Kündigung an.

Julia: Niemals! Wir sind verlobt in den Augen der — in den Augen der —

Charteris: Ja, Julia. Kannst du's nicht aussprechen? In den Augen der Welt, an die vorgeschrittene Frauen nicht glauben, he?

Julia (wirft sich ihm zu Füßen): Oh, Leonard, sei nicht grausam. Ich bin zu elend, um Schlüsse zu ziehen, um zu denken. Ich weiß nur, daß ich dich liebe. Du wirfst mir vor, daß ich dich nicht heiraten wollte. Ich würde dich jederzeit geheiratet haben, nachdem ich mich in dich verliebt hatte, wenn du um mich angehalten hättest. Ich will dich jetzt noch heiraten, wenn du willst.

Charteris: Ich will aber nicht, Liebste. Das ist abgeschmackt. Wir passen geistig nicht zueinander.

Julia: Aber warum nicht? Wir könnten so glücklich sein. Du liebst mich — ich weiß, daß du mich liebst — ich fühle es. Du nennst mich „Liebste"; du hast mich heute abend mehrmals so genannt. Ich weiß, daß ich abscheulich und schlecht gewesen bin. Ich sage nichts zu meiner Verteidigung. Aber sei nicht hart gegen mich. Ich war außer mir bei dem Gedanken, dich zu verlieren. Ich kann dem Leben ohne dich nicht die Stirne bieten, Leonard. Ich war glücklich, bevor ich dir begegnete: ich habe niemals und niemanden geliebt; und wenn du mich zufrieden gelassen hättest, würde ich zufrieden geblieben sein — ganz allein. Aber jetzt kann ich's nicht mehr. Jetzt muß ich dich bei mir haben. Stoß mich nicht von dir, ohne zu bedenken, was für mich alles auf dem Spiele steht. Ich könnte dir ein Freund sein, wenn du es mich nur sein ließest — wenn du mich nur in deine Pläne einweihtest — mir einen Anteil an deinen Werken gönntest — behandle mich wie etwas Besseres als die Zerstreuung einer müßigen Stunde. Oh, Leonard, Leonard, du hast mir nie Gelegenheit gegeben, dir etwas zu sein: wahrhaftig niemals. Ich will mir Mühe

geben; ich will lesen; ich will zu denken versuchen; ich will meine Eifersucht bekämpfen; ich will — (Sie stürzt Charteris zu Füßen, wälzt ihren Kopf verzweifelt auf seinen Knieen hin und her und windet sich.) Oh, ich werde rasend, ich werde rasend; du tötest mich, wenn du mich verläßt.

Charteris (sie streichelnd): Oh, weine nicht, Liebste, fahre nicht fort in diesem Ton. Du weißt, daß ich nicht anders kann.

Julia (schluchzend, während er aufsteht und sie schmeichelnd zu sich emporhebt): Oh, du kannst anders, du kannst schon. Ein Wort von dir könnte uns zeitlebens glücklich machen.

Charteris (diplomatisch): Komm, Liebste. Wir müssen wirklich gehn. Wir können nicht hier bleiben, bis Cuthbertson kommt. (Er läßt sie sanft los und nimmt ihren Mantel vom Tisch.) Hier ist dein Mantel, zieh ihn an und sei gut. Du hast mir einen entsetzlichen Abend bereitet. Du mußt etwas Rücksicht auf mich nehmen.

Julia (wieder gefährlich): Ich soll also fortgestoßen werden?!

Charteris (schmeichelnd): Du sollst deinen Hut aufsetzen, Liebste. (Er legt den Mantel um ihre Schultern.)

Julia (halb bitter lachend, halb schluchzend): Nun, ich sehe wohl, daß ich tun muß, was man mir sagt. (Sie geht zum Tisch und sucht ihren Hut. Sie sieht den gelbrückigen französischen Roman.) Ah, sieh dir das einmal an! (Indem sie ihm das Buch entgegenhält.) Sieh doch — sieh doch — was diese Kreatur liest — gemeinen, schmutzigen, französischen Unsinn, den kein achtbares Weib berühren würde, und du — du hast ihn mit ihr gelesen.

Charteris: Du selbst hast mir dieses Buch empfohlen!

Julia: Pfui! (Sie schleudert es auf den Fußboden.)

Charteris (ängstlich dem Buche nachlaufend): Beschädige nicht fremdes Eigentum. (Er hebt es auf und staubt es ab.) Szenen machen, das ist Gefühlssache; die Beschädigung fremden Eigentums ist eine ernste Angelegenheit. (Er legt das Buch wieder auf den Tisch zurück.) Und nun komm, ich bitte dich.

Julia (unerbittlich): Du kannst gehen. Dich braucht nichts zurückzuhalten. Ich werde mich nicht von der Stelle rühren. (Sie setzt sich eigensinnig auf das Sofa.)

Charteris (die Geduld verlierend): So komm doch. Ich habe keine Lust, wieder von vorn anzufangen. Selbst meine Langmut hat Grenzen. Komm.

Julia: Ich will nicht, sag ich dir.

Charteris: Dann, gute Nacht. (Er geht entschlossen auf die Tür zu. Mit einem Satz stürzt sie vor ihn hin und versperrt ihm den Weg.) Ich denke, du wünschest, daß ich gehe.

Julia (an der Tür): Du wirst mich hier nicht allein lassen.

Charteris: Dann komm mit.

Julia: Nicht, bevor du mir geschworen hast, dieses Frauenzimmer aufzugeben.

Charteris: Ich will schwören, was immer du verlangst, meine Liebe, wenn du nur gehen und dieser Szene ein Ende machen willst.

Julia (verblüfft, mißtrauisch): Du willst schwören?

Charteris: Feierlich. Schlage den Wortlaut des Eides vor. Ich bin seit einer halben Stunde bereit, jeden Eid zu leisten.

Julia (verzweifelt): Du machst dich nur über mich lustig. Ich will keine Eide. Ich will dein Versprechen — dein heiliges Ehrenwort.

Charteris: Gewiß — alles was du verlangst; aber unter der Bedingung, daß du sofort mitkommst. Bei meiner heiligen Ehre als Gentleman — als Engländer, als was immer du willst — ich will sie niemals wiedersehen, niemals wieder mit ihr sprechen, niemals wieder an sie denken. Komm jetzt.

Julia: Meinst du es ernst? Wirst du dein Wort halten?

Charteris (lächelt spitzfindig): Du fängst an, unvernünftig zu sein. Komm jetzt und lasse diesen Unsinn. Ich gehe unter allen Umständen. Ich bin nicht stark genug, dich nach Hause zu tragen, aber stark genug, mir meinen Weg durch diese Tür, selbst gegen deinen Willen, zu bahnen. Meine brutale Gewalt wird dir dann einen neuen Anlaß zur Klage geben. (Er macht einen Schritt nach der Tür.)

Julia (feierlich): Wenn du das tust, werde ich mich aus diesem Fenster stürzen, während du darunter vorbeigehst, das schwöre ich dir.

Charteris (unbewegt): Dieses Fenster geht in den Hof. Ich werde vorne vorbeigehen, du wirst mich also durch deinen Sturz nicht verletzen. Gute Nacht. (Er nähert sich der Tür.)

Julia: Leonard, hast du kein Erbarmen?

Charteris: Nicht das geringste. Wenn du dich zu solchen Possen hergibst, zwingst du mich, dich zu verachten. Wie kann sich eine Frau, die sich wie ein verzogenes Kind benimmt und die Sprache eines sentimentalen Romans spricht, träumen lassen, daß sie die Gefährtin eines Mannes abgeben könnte, der nur etwas Vernunft oder Charakter besitzt? (Sie stößt einen unartikulierten Schrei aus und wirft sich schluchzend an seine Brust.) Weine nicht, meine liebe Julia; komm, du siehst so nicht halb so schön aus, als wenn du glücklich bist; und mich macht es ganz traurig. Komm fort von hier.

Julia (zärtlich): Ich will gehen, Geliebter, wenn du es wünschest. Gib mir einen Kuß.

Charteris (verzweifelt): Das ist zuviel. Nein, ich will verdammt sein, wenn ich das tu. Laß mich gehen, Julia. (Sie klammert sich an ihn.) Wirst du endlich schweigen und gehen, wenn ich dir einen Kuß gebe?

Julia: Ich will alles tun, was du wünschest, Geliebter.

Charteris: Nun, da. (Er schließt sie in die Arme und gibt ihr ohne viel Umstände einen Kuß.) Jetzt erinnere dich an dein Wort. Komm.

Julia: Das war kein netter Kuß. Ich will einen deiner alten, wirklichen Küsse.

Charteris (wütend): Oh, geh zum Teufel. (Er macht sich heftig los, und sie sinkt, als ob er sie zu Boden geschmettert hätte, mit einem unterdrückten Stöhnen pathetisch nieder. Einen ärgerlichen Blick auf sie werfend, geht er mit großen Schritten hinaus und schlägt die Tür zu. Sie erhebt sich auf einer Hand und lauscht seinen Schritten, die sich entfernen. Sie halten plötzlich inne. Eine eifrige, triumphierende Verschlagenheit erhellt ihr Gesicht. Die Schritte kehren hastig zurück. Julia wirft sich wieder wie vorhin zu Boden. Charteris erscheint in der äußersten Bestürzung und ruft:) Julia, wir sind verloren. Cuthbertson kommt eben mit deinem Vater herauf. (Julia richtet sich rasch auf.) Hörst du? Die beiden Väter!

Julia (auf dem Boden sitzend): Unmöglich. Sie kennen einander nicht.

Charteris (verzweifelt): Ich sage dir, sie kommen beide zusammen herauf wie Brüder. Was um des Himmels willen sollen wir beginnen?

Julia (richtet sich mit Hilfe seiner Hand empor): Rasch in den Aufzug, wir können dann hinunterfahren. (Sie stürzt nach dem Tisch um ihren Hut.)

Charteris: Nein, der Junge ist nach Hause gegangen, und der Aufzug ist abgesperrt.

Julia (indem sie ihren Hut mit Eilzugsgeschwindigkeit aufsetzt): Wir wollen eine Treppe höher gehen.

Charteris: Es gibt keine Treppe über uns. Wir sind im obersten Stock des Hauses. Nein, nein, du mußt irgend eine plumpe Lüge erfinden. Ich kann mir keine ausdenken, du kannst das, Julia. Nimm dein ganzes Genie zusammen. Ich werde dich darin unterstützen.

Julia: Aber —

Charteris: Sh — sh! Da sind sie. Setz' dich und tu, als ob du zu Hause wärest. (Julia reißt ihren Hut und Mantel herunter, wirft sie auf den Tisch und stürzt ans Klavier.)

Julia: Komm und singe. (Sie spielt die Begleitung zu „Wenn andere Lippen". Er steht am Klavier, als ob er im Begriff wäre zu singen. Zwei ältliche Herren treten ein. Julia hört auf zu spielen.)

Der ältere der beiden Herren, Oberst Daniel Craven, spielt den barschen, schlichten Veteranen und führt diese Rolle angenehm und gut durch, da er eine schöne aufrechte Gestalt hat und tatsächlich ein gutmütiger, impulsiver, leichtgläubiger Mensch ist, der nach einer vollkommen gedankenlosen Laufbahn als Offizier und Gentleman durch das überraschende Betragen seiner Kinder jetzt zu einer Art Selbsterziehung aufgerüttelt wird. Sein Begleiter, Herr Joseph Cuthbertson, Graces Vater, hat nichts von der Knabenhaftigkeit des Obersten. Er ist ein Mann von glühend idealistischer Empfindung, die durch die Tatsachen des Lebens so häufig beleidigt worden ist, daß er eine beständig entrüstete Art angenommen hat, die unerwartet enthusiastisch oder herzlich wird, wenn er spricht.

Die beiden Männer weichen im Gesichtsausdruck stark voneinander ab. Das Gesicht des Obersten ist vom Wetter, vom Alter, vom Essen und Trinken und von der angehäuften Wirkung vieler kleinlicher Aergernisse, aber nicht vom Denken gefurcht. Er ist noch frisch, voll Erwartung des Vergnügens und neuer Ereignisse. Cuthbertsons Züge tragen die Spuren der sitzenden, den Geist anstrengenden Londoner Lebensweise, mit ihrer chronischen Müdigkeit und Sehnsucht nach Ruhe und erfrischender Gemütsbewegung, und haben den Stempel ernüchterter Gleichgültigkeit gegen Abenteuer und Genüsse, außer wenn diese der Erholung dienen. Sein wachsames, reizbares Auge, sein emporgekämmtes Haar und die vornehme Ernsthaftigkeit, mit der er sich gibt, verleihen ihm ein Aussehen von beträchtlicher Bedeutung.

Sie sind beide im Frack. Cuthbertson hat seinen Ueberrock mit Pelzkragen nicht abgenommen.

Cuthbertson (mit einem Schimmer gastfreundlicher Freude darüber, daß er Besucher vorfindet): Lassen Sie sich nicht stören, Fräulein Craven. Fahren Sie fort, Charteris. (Er tritt hinter das Sofa und legt seinen Ueberrock darauf, nachdem er sein Opernglas und sein Theaterprogramm aus den Taschen genommen und sie auf das Klavier gelegt hat. Craven geht mittlerweile an den Kamin und bleibt auf dem Kaminteppich stehen.)

Charteris: Nein, ich danke. Fräulein Craven hat mir eben ein altes Lied vorgespielt, und ich habe genug davon. (Er nimmt das Lied vom Notenpult fort und legt es beiseite; dann schließt er den Deckel über der Klaviatur.)

Julia (geht zwischen Sofa und Klavier hindurch, um Cuthbertson die Hand zu schütteln): Oh, Sie haben Papa mitgebracht! Welche Ueberraschung! (Zu Craven hinüberblickend.) Ich freue mich ungemein, daß du gekommen bist, Papa. (Sie nimmt einen Stuhl, der in der Nähe des Fensters steht und setzt sich.)

Cuthbertson: Craven, gestatten Sie, daß ich Sie mit Herrn Leonard Charteris, dem berühmten Ibsen-Philosophen, bekannt mache.

Craven: Oh, wir kennen einander bereits. Charteris ist bei uns wie zu Hause, Jo.

Cuthbertson: Dann bitte ich Sie beide um Entschuldigung. (Charteris setzt sich auf den Klavierstuhl.) Er ist hier auch wie zu Hause. Apropos, wo ist Grace?

Julia und Charteris: Er — (Sie halten inne und sehen einander an.)

Julia (höflich): Verzeihen Sie, Herr Charteris, ich unterbrach Sie.

Charteris: Oh, durchaus nicht, Fräulein Craven. (Eine verlegene Pause.)

Cuthbertson (will ihm heraushelfen): Sie waren im Begriff, über Grace zu sprechen, Charteris.

Charteris: Ich war nur im Begriff zu sagen, daß ich nicht wußte, daß Sie und Craven gute Bekannte sind.

Craven: Nun, ich wußte es auch nicht — vor heute abend. Es ist eine ganz ungewöhnliche Geschichte. Wir trafen einander zufällig im Theater, und es stellte sich heraus, daß er mein ältester Freund ist.

Cuthbertson (nachdrücklich): Ja, Craven; und sehen Sie, das beweist nur zu gut, was ich Ihnen über den Abbruch des Familienlebens gesagt habe. Alle unsere jungen Leute — Grace und Fräulein Julia und die übrigen — sind unzertrennliche Busenfreunde, und doch wären wir beide, die einander kannten, bevor die da geboren waren, vielleicht nie wieder zusammengetroffen, wenn Sie nicht zufällig heute abend plötzlich auf dem Platze neben mir gesessen hätten. Kommen Sie, setzen Sie sich, (er eilt geschäftig und voll Zärtlichkeit zu ihm hinüber und drückt ihn in den Lehnsessel, der vor dem Feuer steht) hier ist Ihr Platz, an meinem Kamin, wann immer Sie Lust haben, ihn einzunehmen. (Er lehnt sich an das Sofaende und bewundert Craven.) Versuchen Sie sich vorzustellen, daß Sie Dan Craven sind.

Craven: Und Sie, daß Sie Jo Cuthbertson sind. Das ist noch weit sonderbarer, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, daß Ihr Name Tranfield sei.

Cuthbertson: Oh, das ist der Name meiner Tochter. Sie ist Witwe, wissen Sie. Wie ungewöhnlich wohl Sie aussehen! Die Jahre haben Ihnen nicht viel zuleide getan.

Craven (wird plötzlich unnatürlich trübsinnig): Ich sehe wohl aus. Ich fühle mich sogar wohl. Aber meine Tage sind gezählt.

Cuthbertson (besorgt): Oh, sagen Sie das nicht, lieber Freund. Das will ich nicht hoffen.

Julia (mit Besorgnis in der Stimme): Papa! (Cuthbertson dreht sich fragend nach ihr um.)

Craven: So ist's, so ist's, liebes Kind: es war unrecht von mir, davon zu sprechen. Es ist ein trauriges Thema, aber es ist besser, wenn Cuthbertson es weiß. Wir waren einst innig befreundet und sind es hoffentlich noch. (Cuthbertson geht zu Craven und drückt ihm schweigend die Hand; dann kehrt er an das Sofa zurück und setzt sich, wobei er sein Taschentuch herauszieht und innige Rührung an den Tag legt.)

Charteris (ein wenig ungeduldig): Die Sache ist die, Herr Cuthbertson: Craven glaubt andächtig an jenes Geistesfach, das medizinische Wissenschaft genannt wird. Er ist an allen medizinischen Fakultäten berühmt — als Repräsentant des neuesten Leberleidens. Die Aerzte behaupten, daß er noch ein Jahr leben könne, aber er hat sich vorläufig dazu entschlossen, die nächsten Ostern nicht zu überleben; um sie zu verbinden, gleichsam.

Craven (mit militärischer Ziererei): Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meine Lebensgeister dadurch wach zu erhalten versuchen, daß Sie sie erhellen, Charteris. Aber ich werde bereit sein, wenn meine Zeit um ist. (Ein Schluchzen Julias.) Weine nicht, Julia.

Cuthbertson (heiser): Ich hoffe, das wird noch lange dauern.

Craven: Jo — mir zuliebe: ein anderes Thema. (Er erhebt sich und postiert sich wieder auf dem Kaminteppich, mit dem Rücken zum Feuer.)

Charteris: Versuchen Sie, ihn zu bewegen, in unsern Klub einzutreten, Cuthbertson. Er langweilt sich.

Julia: Das wäre vergeblich. Sylvia und ich sind deswegen immer hinter ihm her, aber er will nicht.

Craven: Mein Kind, ich habe meinen eigenen Klub.

Charteris (geringschätzig): Ja, den „Junior Army and Navy". Das nennen Sie einen Klub? Dort wagt man es nicht, ein weibliches Wesen die Türschwelle überschreiten zu lassen!

Craven (ein wenig polternd): Klubs sind Geschmackssache, Charteris. Ihnen gefällt ein Hahn- und Hennen-Klub, mir nicht. Es ist schlimm genug, daß Julia und ihre Schwester — ein Mädchen unter zwanzig Jahren! — die halbe Zeit an einem solchen Ort verbringen. Ueberdies führt dieser Klub einen Namen! Na, ich danke! Der Ibsen-Klub! Ich würde in London ausgelacht werden. Der Ibsen-Klub! Kommen Sie, Cuthbertson: halten Sie zu mir. Ich bin überzeugt, daß Sie meiner Ansicht sind.

Charteris: Cuthbertson ist selbst Mitglied.

Craven (erstaunt): Nein! Nun, er hat den ganzen Abend mit mir darüber gesprochen, wie alles vor die Hunde geht infolge der vorgeschrittenen Anschauungen der jüngeren Generation.

Charteris: Selbstverständlich. Er hat diese Generation im Klub studiert. Er ist immerwährend dort.

Cuthbertson (warm): Nicht immer. Uebertreiben Sie nicht, Charteris. Sie wissen sehr gut, daß ich niemals damit einverstanden war, obgleich ich Grace zuliebe ist den Klub eintrat, weil ich dachte, daß ihres Vaters Gegenwart für sie dort einen Schutz und eine Art Zustimmung bedeuten würde.

Craven (taktlos auf Cuthbertsons Inkonsequenz herumreitend): Nun, ich muß sagen: das hätte ich nicht erwartet; ich würde es nie für möglich gehalten haben, nachdem ich Ihnen zugehört hatte, Jo. Sie erklärten doch, daß Ihnen die ganze moderne Bewegung unerträglich sei, weil Sie Ihr Leben als Zeuge von Szenen edel ertragener Leiden und williger Opfer verbracht hätten, Szenen, die weibliche

Frauen und männliche Männer, und der Teufel weiß wer sonst noch, aufgeführt haben. Ist es der Ibsen-Klub, wo Sie alle diese Männlichkeit und Weiblichkeit zu sehn kriegen?

Charteris: Gewiß nicht. Die Regeln des Klubs verbieten derlei Szenen. Jeder Kandidat, der sich um die Mitgliedschaft bewirbt, muß von einem Mann und von einer Frau eingeführt werden, die beide dafür bürgen, daß sich der Kandidat, wenn er ein Weib ist, nicht weiblich, und wenn er ein Mann ist, nicht männlich beträgt.

Craven (kichert verschmitzt, während er sich bückt, um seine erwärmten Beinkleider an seine Beine zu pressen, die eiskalt sind): Das genügt nicht, Charteris. Dieser dürftigen Anekdote werde ich nicht aufsitzen.

Cuthbertson (heftig): Es ist wahr. Ungeheuerlich, aber wahr.

Craven (mit steigender Entrüstung, da er die unvermeidlichen Folgerungen zu ziehen beginnt): Wollen Sie damit sagen, daß jemand die Kühnheit hatte, dafür zu bürgen, daß meine Julia kein weibliches Weib sei?

Charteris (düster): Es klingt unglaublich; aber es hat sich ein Mann gefunden, der bereit war, diese unfaßbare Lüge auf sein Gewissen zu nehmen.

Julia (auffahrend): Wenn er nichts Schlimmeres auf dem Gewissen hat, dann darf er ganz ruhig schlafen. Inwiefern bin ich weiblicher als die anderen, wenn ich bitten darf? Sie sagen derlei immer hinter meinem Rücken, ich erfahre es von Sylvia. Erst neulich hat ein Mitglied des Komitees behauptet, ich hätte niemals gewählt werden dürfen — Sie (zu Charteris) hätten mich hineingeschmuggelt. Ich wünschte nur, daß man mir das einmal ins Gesicht sagte; das ist alles.

Craven: Aber, mein Schatz, ich hoffe inständigst, daß es wahr ist. Man hat dir das höchste Kompliment gemacht. Dieser Ort muß ja eine infame Höhle sein.

Cuthbertson (nachdrücklich): Jawohl, Craven, so ist es.

Charteris: Sicherlich. Deshalb bleibt der Klub auch so exklusiv; nur Leute, deren Ruf über allen Zweifel erhaben ist, dürfen es wagen, ihm anzugehören. Wenn wir einen sogenannten guten Namen in unserer Mitte hätten, würden wir nur mehr eine Weißwaschbude für alle zweifelhaften Charaktere Londons sein. Sie täten gut, auch einzutreten, Craven. Darf ich Sie vorschlagen?

Craven: Was! Ich soll einem Klub beitreten, in dem es einen Schurken gibt, der dafür bürgte, daß meine Tochter ein unweibliches Weib sei? Wäre ich kein Invalide, einen Fußtritt würd' ich diesem Menschen geben.

Charteris: Oh, sagen Sie das nicht. Ich bin der Schurke.

Craven (vorwurfsvoll): Sie! Nein, bei meiner Ehre, Charteris, das ist sehr ärgerlich. Wie konnten Sie sich nur dazu hergeben, so etwas zu tun?

Charteris: Sie zwang mich dazu. Nun, ich hatte auch für Cuthbertsons Unmännlichkeit zu bürgen; und er ist der führende Repräsentant des männlichen Empfindens in London.

Craven: Jo hat das nicht weiter geschadet; aber meine Julia hat dieser Ort um ihren Charakter gebracht.

Julia (beleidigt): Papa!

Charteris: Nicht der Ibsen-Klub, im Gegenteil. Uebrigens, was können wir tun? Sie wissen doch, was die meisten Klubs, die Männer und Frauen zu Mitgliedern haben, unmöglich macht. Es kommt immer zu Zänkereien, zu Skandalen, cherchez la femme — immer steckt eine Frau dahinter. Das wußten wir, als wir den Klub gründeten; aber wir wußten auch, daß die Frau, die immer dahinter steckt, stets eine weibliche Frau ist. Die unweiblichen Frauen, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten und wissen, wie sie sich zu betragen haben, machen niemals irgendwelche Schwierigkeiten. So beschlossen wir einfach, keine weiblichen Frauen zu dulden, und wenn es einer gelingt, sich hineinzuschmuggeln, hat sie auf ihrer Hut zu sein und sich nicht auf weibliche Weise zu benehmen. So vertragen wir uns sehr gut. (Er erhebt sich.) Kommen Sie: frühstücken Sie morgen mit mir in diesem Klub und sehen sich den Ort dabei an.

Cuthbertson (aufstehend): Nein, ich habe ihn schon eingeladen. Aber Sie können mit uns kommen.

Charteris: Um wie viel Uhr?

Cuthbertson: Zu jeder Stunde nach zwölf. (Zu Craven) Cork Street Nr. 90 am andern Ende der Burlington Arcade.

Craven (macht sich eine Notiz): Neunzig sagen Sie. Nach zwölf. (Er verfällt plötzlich wieder in Trübsinn.) Apropos, bestellen Sie nichts Besonderes für mich. Ich darf keinen Wein trinken — nur Appolinaris. Auch kein Fleisch darf ich essen — nur gelegentlich ein Stückchen Fisch. Ich bin bestimmt, ein kurzes, aber kein lustiges Leben zu führen. (Seufzend.) Gut, gut. (Indem er sich zusammenrafft.) Nun, Julia, es ist die höchste Zeit, daß wir gehen. (Julia erhebt sich.)

Cuthbertson: Aber wo um des Himmels willen bleibt Grace? Ich muß mich nach ihr umsehen. (Er wendet sich zur Tür.)

Julia (ihn aufhaltend): Oh bitte, Herr Cuthbertson, stören Sie sie nicht. Sie ist so müde.

Cuthbertson: Nur einen Augenblick, ich will ihr bloß Gutenacht sagen. (Julia und Charteris blicken einander voll Bestürzung an. Cuthbertson wirft einen raschen Blick auf sie, da ihm auffällt, daß etwas nicht in Ordnung ist.)

Charteris: Wir müssen Ihnen reinen Wein einschenken, wie ich sehe.

Cuthbertson: Worüber?

Charteris: Cuthbertson, Frau Tranfield, die, wie Sie wissen, die geistvollste aller Frauen ist, hat es sich in den Kopf gesetzt, daß ich — daß ich angelegentlich wünschte, mit Fräulein Craven allein zu sprechen. Deshalb sagte sie, daß sie müde sei und zu Bett gehen wolle.

Craven (geärgert): Pfui! Pfui!

Cuthbertson: Oho! das ist es? Dann ist alles in Ordnung; sie geht niemals so früh zu Bett. Ich werde sie gleich holen. (Er geht zuversichtlich hinaus, Charteris bleibt entsetzt zurück.)

Julia: Nun haben Sie eine schöne Sache angerichtet. (Sie stürzt nach dem runden Tisch und packt ihren Mantel und Hut.) Ich gehe. (Sie geht auf die Tür zu.)

Craven (entsetzt): Was tust du, Julia? Du kannst nicht fortgehen, bevor du Frau Tranfield gute Nacht gesagt hast. Es wäre entsetzlich ungezogen.

Julia: Du kannst bleiben, wenn du willst, Papa, ich kann nicht bleiben. Ich werde im Treppenflur auf dich warten. (Sie will hinaus.)

Craven (folgt ihr): Aber um des Himmels willen, was soll ich sagen? (Sie verschwindet. Er gibt die Jagd auf und wendet sich brummend zu Charteris.) Nein, wahrhaftig, Charteris, das ist verdammt unangenehm, so wahr ich lebe! Es war äußerst unzart von Ihnen, so etwas vor uns allen plump heraus zu sagen — das von Ihnen und Julia.

Charteris: Morgen werde ich das alles aufklären. Jetzt täten wir wirklich besser, Julias Beispiel zu folgen und davonzulaufen. (Er stürzt nach der Tür.)

Craven (ihm in den Weg tretend): Halt! verlassen Sie mich nicht auf solche Weise; ich würde verlegen wie ein alter Narr aussehen. Ich werde es wahrhaftig übelnehmen, wenn Sie davonlaufen, Charteris.

Charteris (ergeben): Es ist gut, ich werde bleiben. (Er schwingt sich auf den vorspringenden Rand des Flügels und bleibt dort sitzen, mit den Beinen baumelnd, und Craven resigniert betrachtend.)

Craven (auf und ab laufend): Ich bin empört über Julias Benehmen; wahrhaftig, sie kann nicht den leisesten Widerspruch vertragen, selbst in den kleinsten Kleinigkeiten nicht, das arme Kind. Ich werde mich für sie entschuldigen müssen! Ihr Fortgehen ist ein fürchterlicher faux pas in den Augen dieser Leute hier. Cuthbertson ist sehr leicht beleidigt, soviel ich weiß.

Charteris: Oh, kümmern Sie sich nicht um ihn. Frau Tranfield ist hier der Herr im Haus.

Craven (listig): Ah, das ist es, so? Das sieht ihm ganz ähnlich, diesem Burschen, daß er keine Macht über seine Tochter hat. (Er geht an seinen früheren Platz auf dem Kamin teppich zurück und kehrt den Rücken gegen das Feuer.) Apropos, was zum Teufel meinte er mit all dem, daß er sein Leben damit verbracht hätte — was war es nur? — „Zeuge von Szenen edel ertragener Leiden und williger Opfer zu sein, die weibliche Frauen und männliche Männer gebracht haben" und so weiter. Er hat wohl eine Stelle in einem Krankenhaus!

Charteris: Krankenhaus! Unsinn! Er ist Theaterkritiker. Haben Sie nicht gehört, daß ich sagte, er sei der führende Repräsentant des männlichen Empfindens in London?

Craven: Wahrhaftig! Nein wirklich, wer hätte das gedacht! Wie lustig muß das sein, wenn man umsonst ins Theater gehen kann! Ich muß ihn bitten, mir gelegentlich ein paar Plätze zukommen zu lassen. Aber ist es nicht lächerlich, wenn ein Mann so spricht? Ich will mich hängen lassen, wenn er das, was er auf der Bühne sieht, nicht ernst nimmt.

Charteris: Selbstverständlich tut er das; das ist auch der Grund, warum er ein guter Kritiker ist. Uebrigens, wenn Sie die Leute ernst nehmen, die nicht auf der Bühne stehen, warum wollen Sie die nicht ernst nehmen, die auf ihr agieren? (Er springt vom Klavier herunter und geht zum Fenster. Cuthbertson kehrt zurück.)

Cuthbertson (zu Craven, etwas dämlich): Grace ist wirklich zu Bett gegangen. Ich muß Sie und Fräulein (Er wendet sich zu Julias Stuhl und bricht ab, da er ihn leer sieht) um Verzeihung bitten.

Craven (verlegen): Ich habe mich für Julia zu entschuldigen, Jo, sie —

Charteris (unterbrechend): Sie sagte, sie sei überzeugt, Sie würden, falls wir nicht gingen, Frau Tranfield zu überreden wissen aufzustehen und uns aus Höflichkeit Gutenacht zu sagen, und deshalb zöge sie es vor, einfach fortzugehen.

Cuthbertson: Wahrhaftig, sehr gütig von ihr. Ich bin wirklich beschämt —

Craven: Oh nicht doch, Jo, nicht doch. Julia wartet unten auf mich. (Gehend.) Gute Nacht. Gute Nacht, Charteris.

Charteris: Gute Nacht.

Cuthbertson (Craven nachrufend): Gute Nacht. Sagen Sie Fräulein Julia Gute Nacht und danken ihr in meinem Namen. Morgen etwas nach zwölf, vergessen Sie nicht. (Sie gehen hinaus, und Charteris geht mit einem langen Seufzer, vollständig erschöpft, an den Kamin hinüber.)

Craven (von außen): Abgemacht.

Cuthbertson (von außen): Geben Sie auf die Stufen acht, sie sind ziemlich steil. Gute Nacht. (Die Außentür schließt sich, und Cuthbertson kehrt zurück. Anstatt einzutreten, bleibt er, eine Hand an der Brust, auf der Schwelle stehen und sieht Charteris strenge an.)

Charteris: Was gibt's?

Cuthbertson (strenge): Charteris, was ist hier vorgefallen? Ich bestehe darauf, es zu wissen. Grace ist nicht zu Bett gegangen; ich habe sie gesehen und mit ihr gesprochen. Was soll das alles?

Charteris: Fragen Sie Ihre theatralische Erfahrung, Cuthbertson. Ein Mann, natürlich.

Cuthbertson (kommt nach vorwärts und sieht ihm in die Augen): Halten Sie mich nicht zum besten, Charteris, ich bin zu alt, um mich dabei zu amüsieren. Ich frage Sie ernstlich, um was handelt es sich?

Charteris: Ich antworte Ihnen ernstlich, es handelt sich um mich. Julia will mich heiraten, ich will Grace heiraten. Ich komme heute abend her, um Grace den Hof zu machen. Julia tritt ein. Alarm und Flucht. Grace geht ab. Sie und Craven treten ein. Vorspiegelungen und Entschuldigungen. Craven und Julia gehen ab. Und da sind wir. Das ist die ganze Geschichte. Ueberschlafen Sie's. Gute Nacht. (Er geht ab.)

Cuthbertson (ihm nachstarrend): Nun, ich will —

Vorhang. (Fortsetzung folgt.)

Die Witwe.

Von Felix Hollaender.

Es war alles so entsetzlich schnell gekommen. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie ich eines Abends einen Brief von ihm bekam, in dem er mich bat, sofort an sein Krankenbett zu kommen. Die Schrift dieses Briefes war zitterig und angsterfüllt. Die großen Buchstaben waren mit sichtlicher Mühe hingeworfen. „Komm schnell, sonst triffst Du mich nicht mehr." So schloß der Brief.

Ich konnte den Inhalt nicht ganz so tragisch nehmen. Ich wußte, daß es in seiner Art lag, zu übertreiben. Er war ein Mensch, dem nüchterne und klare Beurteilung der Dinge fern lag. Heute war er auf das freudigste bewegt und wie im Rausche, und morgen war er niedergedrückt, elend und ohne Hoffnung. So kannte ich ihn seit seiner Kindheit. Dennoch machte ich mich auf den Weg. Durch seine Zeilen klang etwas, das mich in Unruhe versetzte. Ah, dachte ich, seine Frau wird wieder hinter irgend einen seiner Liebeshändel gekommen sein und ihm eine jener leidenschaftlichen Szenen gemacht haben, die ihn, für Stunden wenigstens, verstimmten. Indessen, als ich vor seiner Tür stand, wurde ich eines Besseren belehrt. Eine Aufschrift bedeutete, daß man nicht klingeln sollte. Nun wurde ich unruhig und zauderte ein wenig. Es war also doch ernst. Ein Gefühl der Angst überkam mich. Ich konnte ihn mir gar nicht krank vorstellen, er war sein Lebtag ein kerngesunder Mensch gewesen und von einer Lebensfreudigkeit, die unersättlich war. Dieser Drang zu leben hatte seine Ehe so unglückselig gestaltet, hatte zwischen ihm und seiner Frau jene Szenen heraufbeschworen, die ihn immer wieder aus dem Hause und in neue Liebesabenteuer trieben. Es lag in seinem Wesen jene knabenhafte Anmut, die auf die meisten Frauen ihrer Wirkung sicher ist. Seine dunklen Augen hatten immer etwas Bittendes und zugleich Siegessicheres. Und dann wußte er, wie man mit den Frauen umgehen mußte. Er kannte ihre Launen, weil er selbst launenhaft war, und er verstand ihre Zärtlichkeitsbedürfnisse zu befriedigen, weil er selbst nach Zärtlichkeit hungerte. Und dann fühlten die Frauen, mit denen er in Berührung kam, daß sein reiches Wesen etwas in sie hineintrug, was sie im Grunde nicht besaßen. Er nahm jede neue Geliebte als die Erfüllung

seiner Illusion, und so wuchs jede unter seinen Händen; sie bekam durch ihn eine neue Freude, einen neuen Stolz und ein schöneres Gefühl von sich selbst. So reich er in verschwiegenen und geheimen Zärtlichkeiten war, so brutal konnte er seine Freundinnen mißhandeln. Aber die Mißhandelten fühlten sich ihm nur enger verknüpft.

Ich klopfte leise. Das Mädchen öffnete und führte mich in ein Vorzimmer. Unmittelbar darauf trat seine Frau mit einem ernsten und strengen Gesicht herein. Sie reichte mir stumm die Hand.

„Was ist denn nur?“ fragte ich bestürzt.

Sie sah mich starr an, ehe sie antwortete. Ich begriff ihr ganzes Wesen nicht, das mir heute noch herber und unversöhnlicher als sonst erschien.

„Gehen Sie hinein,“ sagte sie endlich, „er will Sie sprechen, er hat es beim Arzt durchgesetzt.“

Ohne ein Wort der Erklärung wollte sie aus dem Zimmer. Ich hielt sie fest und sah flüchtig in ihr Gesicht, dessen edle Züge verbittert und vergrämt und von einem Ausdruck der Feindseligkeit belebt waren.

„Nein, nein,“ stieß sie abwehrend hervor und machte sich los.

Auf den Fußspitzen ging ich in das matt erleuchtete Krankenzimmer. Ich nahm mich zusammen, als ich sein Gesicht sah, das bereits vom Tode beschattet war. Seine Augen glänzten. Er richtete sich mühsam auf, winkte mir, und indem er leise lächelte, sagte er:

„Du wirst sehen, es geht mit mir zu Ende.“

Mit einer Heiterkeit, die ihm wohltat, wehrte ich ab.

Er sah mir forschend ins Auge.

„Ich möchte nämlich nicht sterben,“ meinte er kaum hörbar. Und nach einer kleinen Pause: „Du weißt, wie ich am Leben hänge. Aber .... aber ....“ Er sah sich um und blickte scheu nach der Tür. „Ich glaube,“ fügte er traurig hinzu, „sie belügen mich.“

Ich suchte ihm das auszureden. Er nahm dankbar meine Hand, die er beständig streichelte. Er wollte offenbar über etwas mit mir sprechen, das ihm sauer fiel. Endlich raffte er sich auf und zog mich dicht zu sich heran.

„Du mußt ganz nahe kommen,“ sagte er flüsternd, und er ruhte nicht eher, bis ich mich auf den Rand seines Bettes gesetzt hatte.

„Sieh einmal,“ brachte er stockend hervor, „ich habe solch eine Angst .... vor meiner Frau. Sie rächt sich jetzt für alles, was ich ihr angetan habe. Sie wirft es mir brockenweise vor. Sie zahlt mir gewissermaßen heim, daß sie mich jetzt in meinem elenden Zustande auf dem Halse hat, während sie in gesunden Tagen .... Du,“ unterbrach er sich, und sein Gesicht wurde fleckig — „das macht mich wund. Ich habe so eine Angst, daß ich hier nicht gesund werden kann. .... Sie pflegt mich mit harten Händen .... ich kann ihre Blicke nicht ertragen.“ Er hielt einen Moment inne. „Ich habe so eine Furcht, sie zu rufen, so eine Scheu, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich beiße mir eher die Lippen ab, als bis ich etwas von ihr verlange. Sie sieht mich so lieblos an, daß es mich überläuft.“

Er hatte das alles mühsam und mit sichtlicher Anstrengung hervorgestoßen. Das Sprechen fiel ihm schwer, der Atem versagte. Aber tiefer als seine körperliche Not ergriff mich sein seelischer Schmerz. Ich suchte ihn zu beruhigen, er hörte jedoch nur verdrossen zu. Mit dem Eigensinn eines Kranken blieb er beständig dabei:

„Ich kann unter ihrer Pflege nicht gesund werden."

„Ja, willst Du denn in ein Krankenhaus?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht färbte sich dunkelrot.

„Nein, nein, das nicht," entgegnete er und zog mich noch dichter zu sich heran. „Nämlich," fuhr er zögernd fort, „ich kenne jemanden, der sich nach mir bangt .... der sich um mich grämt .... der mich gesund pflegen würde."

Ich sah ihn erschreckt an. Er mochte im Nu begreifen, was in mir vorging.

„Ich kann nur bei ihr gesund werden," wiederholte er eigensinnig, „ich verkomme hier .... Du mußt doch fühlen, daß ich so zugrunde gehe."

Er wurde immer unruhiger, bis ich ihm versprach, das Meinige zu tun.

Als ich das Zimmer verließ, hatte ich das Empfinden, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Das Mitleid mit diesem armen Teufel, dem das Sterben in seinen eigenen vier Wänden so bitter wurde, erschütterte mich.

Ein paar Minuten später stand ich seiner Frau gegenüber.

Sie hörte mich mit zusammengezogenen Brauen schweigend an, als ich ihr sagte, daß er die größte Liebe und Sorgfalt brauche, und daß es nach meinem Dafürhalten verteufelt ernst mit ihm stehe. Zunächst wagte ich es nicht, ihr von seinen Wünschen zu sprechen.

„In solch einem Zustande kommt er zu mir," antwortete sie, als ich geendet hatte. „Ich werde Ihnen sagen," fuhr sie zornig fort, „wer an seinem Unglück schuld ist .... Die Weiber, nur die Weiber sind es, die ihn zugrunde gerichtet haben! Jetzt, da er elend ist, habe ich ihn .... in guten Tagen ist er über mich hinweggegangen, um zu diesen Frauenzimmern zu laufen .... Denken Sie, ich kann das vergessen!" fügte sie hinzu, und ihr Gesicht verzerrte sich.

Ihre Härte verletzte mich.

„Wenn Sie das nicht können, so muß er aus dem Hause," erwiderte ich ärgerlich. „Wenn es sich um Tod und Leben handelt, haben solche Erinnerungen zu schweigen. Aber," fuhr ich diplomatisch fort, „niemand kann gegen seine Natur, und wenn es Ihnen recht ist, so will ich ihn fortschaffen."

„So, das wollen Sie?"

Ihr Gesicht war mit einem Male weiß wie Linnen geworden. Ich begriff sofort, daß sie mich verstanden hatte .... mit dem unheimlichen Instinkte der Frauen hatte sie mich verstanden.

„Und dazu wollen Sie Ihre Hand bieten — das wagen Sie mir zuzumuten?"

„Dieser Mensch ist krank und elend und braucht Liebe."

„Wissen Sie, was er mir angetan hat?"

„Ich finde es erbärmlich," antwortete ich, „daß Sie mit einem Hilflosen abrechnen wollen!"

Sie wurde noch bleicher und blickte mich mit erweiterten Augen an.

„Ich werde niemals zugeben," sagte sie endlich, „daß er jetzt das Haus verläßt. Im übrigen dürfen Sie beruhigt sein, er wird nicht mehr unter mir ...." Sie verhüllte plötzlich ihr Gesicht mit den Händen .... „Ich kann darüber nicht sprechen," brachte sie gequält hervor, „ich kann nicht!"

In gedrückter Stimmung verließ ich das Haus. Ich wußte, daß sein Wunsch nicht zu erfüllen war, aber ich war wenigstens darüber beruhigt, daß er von nun an nicht mehr unter ihren Blicken zu leiden haben würde.

Ich dachte über die zerstörte Ehe der beiden Menschen nach, über das verpfuschte Leben dieser Frau, die er im Grunde doch auf seine Art geliebt hatte. Er gehörte zu den Männern, die in ihren Liebesempfindungen keine Hemmungen kennen. Er war immer eine sinnenfrohe Natur gewesen, die das Leben ganz auf den Genuß gestellt und aus allen Blüten Honig sich gesogen hatte.

Acht Tage später sah ich ihn zum letzten Male. Es war nur noch ein Schatten von ehedem. Er bat mich, seiner Frau zur Seite zu stehen, die in seinen letzten Tagen sich auf sich selbst besonnen und alles getan hatte, um ihm das Sterben leicht zu machen. Er hatte noch im Tode jenen Zug von faszinierender Liebenswürdigkeit, der alle Menschen seiner Umgebung gefangen genommen hatte.

„Siehst Du, ich weiß, was ich ihr angetan habe, wieviel Gram und Elend ich über sie gebracht habe. Es ist halt ein Unglück, das sie an mich geraten ist, denn," setzte er mit einem sonderbaren Lächeln hinzu, „ich bin einmal so und kann nichts gegen meine Natur. Sie hat geglaubt, es würde anders werden, wenn ich gesund würde — das ist natürlich Unsinn . . . das ist nur Einbildung. Es wäre genau so geworden wie vorher. Man kann doch nicht gegen sich selbst wüten. — Nein, das begreift Ihr nicht! Ihr denkt alle noch, es geht mit guten Vorsätzen! Ach Kinder, wenn Ihr darüber hinweg kämt! — Du mußt nicht glauben, daß ich mich entschuldigen will — fällt mir beileibe nicht ein!"

Er hielt die abgemagerte Hand an die Schläfe und sah mich rätselhaft an.

„Hör' einmal — wenn es mit mir zu Ende ist, mußt Du Dich auch des armen Mädels annehmen. Du mußt ihr sagen, daß ich immer an sie gedacht habe."

Eine Anzahl von Vorstellungen und Gedanken beunruhigte ihn. Er hatte offenbar noch unendlich viel auf dem Herzen, aber mit einem leisen Spott zog er die Mundwinkel herab und gab es auf, sich zu erleichtern. In seinem Schweigen lag etwa: „Was nützt das alles — einen Menschen wie mich begreift Ihr doch nicht."

Als ich am anderen Tage wieder zu ihm hinaufging, fand ich ihn nicht mehr vor. Freund Hein hatte ihn auf seinen Buckel geladen und die große Reise mit ihm angetreten.

Ich schüttelte seiner Frau, die hilflos und gebrochen war, stumm die Hand und übernahm die Erledigung all der widrigen Geschäfte, die notwendig sind, wenn man einem die letzte Heimstätte bereitet. Dazu bedurfte ich vor allem gewisser Papiere, um die ich sie bat.

Sie hieß mich warten und ging in sein Arbeitszimmer, um sie aus dem Schreibtisch hervorzukramen.

Ich wartete und wartete, aber sie kam nicht. Die Zeit verrann, ohne daß sie sich um mich kümmerte. Ich schritt ihr leise nach und blickte durch die geöffnete Tür. Sie saß am Schreibtisch ihres Mannes in sich zusammengesunken und wimmerte; auf der Erde lag eine ganze Reihe von Briefen zerstreut. Ich rief ihren Namen. Sie sah auf und blickte mich mit einem Ausdruck unsagbaren Zornes an.

„Was ist Ihnen denn?" fragte ich erschreckt.

Sie wies auf die Briefe, die am Boden lagen.

„Das sind alles Liebesbriefe aus den letzten Monaten. Hier sind die Papiere," setzte sie tonlos hinzu.

Da ich nichts erwiderte, maß sie mich mit fremden, kalten Blicken.

„Können Sie denn begreifen, wie er mich behandelt hat, nein, wie er mich mißhandelt und mein Leben zerstört hat? Kein wahres Wort hat er zu mir gesprochen, alles war Lüge, nichts als Lüge. Es ist kein Tag gewesen, wo dieser Mensch mich nicht betrogen hat. Nein, nein," rief sie, „darüber komme ich nicht hinweg. Es ist nicht wahr, daß der Tod alles auslöscht. Er hat mich betrogen mit jeder, die seinen Weg kreuzte. Keine war ihm schlecht genug, und mich hat er um meine Jugend und mein Lebensglück gebracht," zischte sie hervor. „Für diese Frauenzimmer hat er immer gütige Worte übrig gehabt . . . für mich nur Niederträchtigkeiten! Dieser Mensch," schloß sie, und ihre Augen funkelten, „hat kein wahres Wort zu mir gesprochen. Immer wieder habe ich an ihn geglaubt, und immer wieder hat er sich an mir versündigt . . . ich schäme mich, wenn ich daran denke. Von diesen Personen ist er zu mir gekommen."

Sie erhob sich und ging zur Tür.

„Tun Sie mir einen Gefallen," sagte sie, „machen Sie Ordnung unter diesen Papieren, ich will mein Haus wieder sauber haben."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sie sich ab. Ich hob sorgfältig die Briefe auf und begab mich an die Arbeit. Das ganze Liebesleben meines Freundes rollte sich vor mir auf. Er mußte ein Meister in der Kunst gewesen sein, die Weiber zu behandeln. Alle diese Briefe, die fast den ganzen Schreibtisch füllten, atmeten eine dankbare Zärtlichkeit Die Frauen und Mädchen, mit denen er in Beziehungen gestanden, mußten leidenschaftlich an ihm gehangen haben. Aus diesen Dokumenten ging hervor, daß er keineswegs immer gleichmäßig gütig gegen sie gewesen war. Dennoch bettelten sie demütig um seine Liebe und baten um Verzeihung, wenn sie ihn gekränkt hätten, er sollte sie nur nicht wegwerfen und vergessen. Jetzt begriff ich, warum er eigentlich nicht die seinen Fähigkeiten entsprechende Entwicklung genommen hatte. Er hatte mit den Weibern zu viel zu tun gehabt. Seine Zeit und seine Gedanken hatten sie ihm gestohlen und die Möglichkeit, sich zu sammeln. In diesen Liebesgeschäften berührte mich eines seltsam. Alle seine Freundinnen hingen an ihm, auch wenn er mit ihnen fertig war, erbaten in wichtigen Geschäften des Lebens seinen Rat, wenn über seine Neigung zu ihnen längst schon Gras gewachsen war. Und das ging so weit, daß etliche sogar seine Erlaubnis einholten, wenn sie sich zur Ehe entschlossen.

Es war ein unförmiges Paket, in das sich sein Liebesglück geschnürt hatte. Bevor ich das Haus verließ, ging ich noch einmal in das Totenzimmer und betrachtete ihn. Ich sah in seine feinen Züge und rief mir den verschleierten Blick seiner Augen zurück und sein leises Lächeln, mit dem er die Frauen gelockt hatte, bis sie ihm ins Garn gegangen waren. Und auf dem Heimwege fragte ich mich, ob er nicht recht gehabt hätte, das Leben auf seine Art auszuschlürfen und zu genießen.

Beim Begräbnis stellte sich ein untersetzter, spitzbäuchiger Herr mit kurzen Beinen und einem runden Vollmondgesicht ein, aus dem zwei kleine Aeuglein gutmütig und verlegen zugleich beständig zwinkerten. Er war ein ehemaliger Freund des Verstorbenen, der sich in den letzten Jahren nicht mehr hatte sehen lassen. Der Verschiedene konnte seinen Anblick

nicht recht vertragen. Er wußte, daß er von Grund aus gutmütig und wohlwollend war, aber sein Philisterwesen, das bei aller Ehrlichkeit auf das Profitliche und eine wohlgeordnete Existenz ausging, war ihm zuwider. Dieser Mensch, der von Tag zu Tag fetter wurde, beständig seine Zinsen vermehrte und immer nur darauf hinarbeitete, in seinem Alter als unabhängiger, kleiner Rentier zu leben, war ihm in der ganzen Weltanschauung so entgegengesetzt wie nur möglich. Er mit seiner unruhigen Lebensfreude konnte ein gesättigtes Spießerleben nicht begreifen.

Beim Begräbnis war nun der Spitzbäuchige aus seiner Versenkung wieder hervorgetaucht. Er brachte einen Riesenkranz, trug den üblichen Leichenbitteranzug, hatte auf dem Kopfe einen mächtigen umflorten Zylinder und einen breiten, schwarzen Flor am linken Arm. Er ging auf die Witwe zu, und seine Stimme schlug über, als er ihr sein Beileid ausdrückte.

„Wenn er sich in den letzten Jahren auch nicht habe blicken lassen," brachte er ein wenig stockend hervor, „so hätte doch sein Heidenrespekt und seine anhängliche Liebe für den Verstorbenen nie nachgelassen, und sie sollte über ihn verfügen, an jedem Tag und zu jeder Stunde. Er wüßte, was Freundespflicht sei." Dabei hielt er krampfhaft seinen Lorbeerkranz fest und wirkte bei aller Komik, die von seiner Gestalt ausging, doch sehr rührend und aufrichtig. (Schluß folgt.)

Unveröffentlichter Heinebrief.*)

Paris, den 7ten April 1839.

Verehrter Freund — ich zweifle nemlich nicht daß ich schon jetzt berechtigt, Sie mit diesem Worte anzureden, ich darf ein großes Verständniß zwischen uns voraussetzen — ich habe mich auch noch nie geirrt in meinen Sympathien! Heute komme ich wieder mit einer Bitte, nemlich sobald als möglich den einliegenden Aufsatz, betitelt Schriftstellernöthen, in der Eleganten abzudrucken. Es ist eine Antwort auf Campes Erwiederung im Telegraphen, die zwar äußerlich harmlos, desto tiefer im Innern die Absicht verbarg meine Glaubwürdigkeit überhaupt zu verdächtigen. Campe ist wirklich unschuldig und folgt nur dem Rathe Gutzkows und dessen liter. Bagagen, auf deren Antrieb er die Erklärung im Telegraphen geschrieben. Ich glaube den Rattenkönig hinlänglich belauscht zu haben, und ich glaube dieses gelang mir ohne daß ich dadurch in ein Gezänk mit Gutzkow verfalle, was dieser Raufbold im Interesse seiner Zeitschrift gewiß wünscht.

Ich glaube das Publikum wird intelligent genug seyn, alles zu verstehen was ich aus Rücksichten nur andeute, und so zu sagen zwischen den Zeilen zu lesen. Wenigstens Sie und die Gleichgesinnten werden alle meine Winke und Intenzionen errathen. Der freundselige Ton des Ganzen wird wohl diesen Aufsatz ganz durch die Censur bringen, um so mehr da ich die königl. sächs. Censur vertheidige und lobe. Die von Studtgardt ausgehenden schmutzigen Umtriebe bey den Censurbehörden habe ich daher nur leise berührt.

*) Dieser bisher unbekannte Brief ist das ausführliche Begleitschreiben zu dem berühmten Aufsatz „Schriftstellernöthen", welcher in der von Gustav Kühne geleiteten „Zeitschrift für die elegante Welt" veröffentlicht wurde. Wir verdanken diesen Brief dem Entgegenkommen der bekannten Antiquariatfirma Baer und Sohn, Frankfurt a. M.

Sollte dennoch der Censor an der Giesener Geschichte etwas streichen, so bemerken Sie gefälligst in einer Note, daß es nicht meine Schuld wenn einige auf meine Erörterung bezügliche Fakta im Aufsatze fehlen.

Es ist mir verdrießlich, daß ich Namen wie Wihl aus ihrem schäbbigen Dunkel hervorziehen mußte; aber dieser eben ist es welcher mit Studtgardt in beständiger Klatschkorrespondenz und Gutzkow mit den Schwaben (wo nicht gar am Ende mit Menzel) versöhnt hat — auf meine Kosten.

Sollte dieser Mensch Reklamazionen gegen meinen Aufsatz machen, und gar wieder die Frechheit begehen, dem Publikum von einer freundschaftlichen Verbindung zwischen seiner Wenigkeit und mir etwas vorzulügen, so lassen Sie doch gefälligst unverzüglich die Notiz drucken: daß jene angebliche Verbindung sehr problematisch sey, da nur Herr Wihl davon rede, und die annonymen Notizen die darüber in deutschen Blättern standen von Herrn Wihl selbst eingesandt worden sind — Ich setze nemlich voraus, daß die Notiz die in der Eleganten über solche Freundschaftsverbindung zwischen mir und Herrn Wihl gestanden, Ihnen ganz sicher von demselben selbst eingesandt worden — Ich habe ihn nur als armen Teufel, wie so manche andere Landsleute, unterstützt. Er hatte in Hamburg sogar die Impertinenz zu meiner Mutter zu gehen und sich als ein Eingeweihter in meine delikatesten Verhältnissen zu präsentiren. Welcher Degout!

Ich bitte Sie vom Abdruck meines Aufsatzes einige Ex unter Kreuzkouvert an meine Mutter zu schicken. Ihre Adresse ist: Madame Betty Heine, née de Geldern, auf dem Neuenwall No: 24 à Hamburg. — Auch mir schicken Sie gefälligst ein Ex, hier her: rue des Martyrs No: 23. à Paris.

Herrn Weil habe ich Ihren Brief übergeben; er scheint ein sehr gutmüthiger Mensch zu seyn und sein Aufsatz über Basel, den ich dieser Tage gelesen, zeugt von Talent.

Ist Laube in Leipzig? Lassen Sie ihn gefälligst wissen daß ich noch in Paris bin, aber nur bis Mitte May hier bleibe.

Leben Sie wohl; herzlich grüße ich Sie, ich hoffe wir werden alt zusammen werden.

Ihr freundschaftlich ergebener
H. Heine.

Ueber den Unwert der Kritik.

Von Herbert Eulenberg.

Da konntest du das große Bild des Ansehens erblicken: „Dem Hund im Amt gehorcht man."
König Lear.

Seit Sudermanns verunglücktem Feldzug wider die deutsche, richtiger die Berliner Theaterkritik hat keiner es wieder gewagt, den Kampf mit dieser großen Macht, die sich über das ganze Gelände hin seitdem bitter an jenem gerächt hat, aufzunehmen. Sudermanns Angriff mußte mißglücken, weil er diese bestehenden Dinge vom Standpunkt einer überlegen tuenden, nicht angebrachten Moral behandelte, und dann vor allem, weil er diese schwarze Gefahr rein persönlich nahm. Es nützt nichts, ein paar Theaterkritiker als böse Buben herauszunehmen, — Sudermann hatte zudem noch das Mißgeschick, gerade die drei begabtesten Theaterbeobachter und Beurteiler Berlins zu packen — und der Hydra ein paar Köpfe

abzuschlagen. Es ist auf jeden Fall zu vermeiden, mit großen Worten als Streiter für die Idee und die Ideale in den Kreuzzug zu ziehen und dann auf einmal zum Gelächter des Olymps für die eigene Haut und das eigene zerzauste Hemd zu kämpfen. Es handelt sich bei einer Fragestellung über das Wesen oder Unwesen der Kritik, insbesondere der Theaterkritik, gar nicht um die betreffenden Herren, die heute, meist stöhnend und ohne inneren Trieb, dies Handwerk zufällig betreiben. Der Wert dieser Kritik muß in und an sich selbst bestritten werden, das lächerliche Sphinxrätsel ihrer Macht muß gelöst werden, um sie zu zwingen, sich selbst in den Abgrund des Komischen zu stürzen, in den sie bisher ihre Opfer hineingeworfen hat.

Sehen wir diesem Tier ein wenig in seine Augen hinein und unterhalten wir uns eine Weile freundschaftlich mit ihm, so muß ihm zunächst einmal gesagt werden, wie unsäglich leicht eigentlich die Kritik als Beruf zu treiben ist. Nicht als ob es leicht sei, ein kluger Mann zu sein. Die von Sudermann Gereizten konnten sich damals nicht genug tun, die größere Entwicklung dieses Organs, des Intellekts, bei ihnen über die sogenannten „Schaffenden" zu betonen. Aber was bewiese das selbst? Die Schöpfungen der Kunst sind doch nicht nur dem Tribunal des menschlichen Verstandes unterstellt. Braucht Düntzer erst Goethe zu beweisen? Kann ein Drama gesetzmäßig restlos begutachtet werden wie eine Chemikalie? Könnte selbst ein Aristoteles uns Shakespeare zertrümmern? Ebensowenig, wie Lessing der „Phädra" eine Zeile ihrer strengen Schönheit rauben konnte. Was von dem Verstand an einem Kunstwerk gefaßt wird, ist bekanntlich immer nur ein kleiner Teil von ihm, etwas Aeußerliches, Definierbares, oder mit unserem Schlagwort: das Technische. Nun wohl, glaubt das Gros unserer Theaterkritiker wirklich, von dieser Technik des Bühnenschriftstellers mehr zu verstehen als Sudermann oder Otto Ernst, um die am meisten Angegriffenen zu nehmen, die seit Jahr und Tag nichts anderes tun, als sich mit dem heutigen Theater und seinen Wirkungen auf unser Publikum beschäftigen?

Oder nimmt das Gros der Theaterkritiker — nur dieses steht zur Erörterung — sein Recht auf Verurteilung der vor ihm auftretenden Bühnendichter etwa aus ethischen Gründen her? Haben für Geld und nur aus diesem Grunde Schreibende das Recht, über andere Kreaturen verächtlich zu reden, die aus dem gleichen Grunde für das Theater arbeiten und sich kein Gewissen daraus machen? Ist es nicht oft ein Schauspiel zum Totlachen, Reinecke als Richter zu sehen? Ist es nicht viel schwieriger, einen müden Haufen Menschen lachen oder weinen zu machen oder selbst nur drei Stunden lang nicht zu langweilen, als hinterher aus dem Schelm einen kleinen Essai oder ein paar Spalten voll zu machen? Nein, seien wir einmal ehrlich, wie trunkene Auguren, alle, die wir jemals Kritik geschrieben oder getrieben haben, daß das ein jämmerlich leichtes Gewerbe ist. Zumal, wenn kritisieren nur mehr „verreißen" heißt oder es, wie heute zumeist, nur darauf ankommt — „das liebt das Publikum" (Leitmotiv des Chefredakteurs) —, die Komödianten oder Stückfabrikanten möglichst lächerlich zu machen. Wozu die plebejische Unsitte gehört, die übrigens unter anständigen Rezensenten so verpönt sein sollte wie unter leidlich Erzogenen das den Fisch mit dem Messer Essen oder das Kartoffelzerschneiden, ich meine, den Inhalt eines Stückes ironisch oder sozusagen komisch wiederzugeben. Denn man nenne mir das Stück Shakespeares oder Schillers, das sich nicht lächerlich erzählen oder klein machen ließe!

Daß es schwerer ist, eine Stanze als eine Kritik zu schreiben, weiß jeder, der je beides versucht hat! Daß es leichter ist, einen „Demetrius“ zu beurteilen als ihn besser zu machen, bewies uns Hebbel selbst. Und daß der Ausspruch Lessings, daß er seine dramatischen Erzeugnisse nur seinem kritischen Vermögen verdanke, ein frommer Selbstbetrug war, ähnlich dem Glauben einer Frau, daß sie durch den bloßen Gebrauch einer Franzensbader Kur ganz ohne eine hinzukommende Schöpferkraft ein Kind bekommen könnte, sah schon Goethe ein. Denn selbst bei einer so erlernbaren Sache wie der Regieführung ist eine schöpferische Betätigung um die Strecke mühsamer und schwieriger als eine kluge Beurteilung, wie beim Malen der Weg von Auge zur Hand. (Man denke an den Fall Hermann Bahr als Theaterbeobachter und als Regisseur.)

Drum ist das Präzeptorverhältnis des Tages- oder Nachtkritikers zu seinem ihm zugeordneten Produzenten, das nach der Prüfung zum Verteilen der Zensuren berechtigt, im Grunde ebenso lächerlich wie widerwärtig. Man weiß nicht, wann Schmock unangenehmer ist, wenn er Kadelburg lächerlich macht, oder wenn er Schiller rühmt.

Im übrigen sollte jeder Kritiker von Wert sich Macaulays Satz zur Richtschnur seines Berufes machen: „Nur über das zu schreiben, was er mit Einschränkung loben kann.“ Alles andere tue er so kurz wie möglich ab, wenn ihm nicht über dem Quarkbreittreten eines Tages selber übel werden soll. Dies letztere, die Berufskrankheit der Kritiker, die bei den besten oft zur Selbstvernichtung führt, ist schon der Heilsprozeß, den die Natur, diese große kritiklose Macht, mit jedem anstellt. Und aus ihm geht der eine als Mensch, der andere als Pharisäer hervor.

Wird es für viele sehr schwer, ja ist es für Pharisäer ganz unmöglich, zuzugeben, wie leicht das Kritisieren ist, so sieht jeder, der sehen will, doch ein, wie nutzlos eigentlich die ganze Kunstrichterei ist. Dieser Fluch, der an dem Gewerbe haftet, drückt die meisten in bittern Stunden viel mehr als jene Berufskrankheit. Weil eben die meisten Rezensenten durch das unerschütterliche Gefühl ihres höheren Wertes, kürzer gesagt durch ihre Selbstüberhebung, die längste Zeit gegen die Krankheit des Zweifels und Ekels geimpft sind. Daß er nutzlose Arbeit getan hat, das sagt sich aber fast ein jeder Theaterkritiker einmal am Ende einer jeden Spielzeit. Kadelburg lacht bei Empfang seiner Monatsabrechnung über jede Kritik, und Sardou in seiner Villa und die seines Geschlechts und seines Gewissens tun das gleiche. Die wütendste Philippika gegen das „Husarenfieber“ mindert die Tantiemen der Verfasser um keinen Pfennig. Und wie ein Demosthenes ein dem politischen Untergang geweihtes Volk nicht retten konnte, so vermöchte eine gleich starke Persönlichkeit nicht, ein dem künstlerischen Bankerott verfallenes Volk durch Reden vor dem Ruin zu bewahren. Zehn „hamburgische Dramaturgieen“ wiegen weniger als eine „Minna von Barnhelm“. Der vereinte Angriff der Theaterpresse gegen Sudermann hat höchstens seinem Ruf, keineswegs seiner Anziehungskraft bei unserem Theaterpublikum Abbruch getan. „Das Publikum ist es, das die Zeitungen redigiert,“ oder jede Mode macht sich selbst, wie die großen Schneider von Paris und London wissen, die jedes Jahr ein Dutzend Neuheiten bringen, von denen nur eine aufgegriffen wird. Und keiner vermag hier zu prophezeien, so wenig wie bekanntlich irgend einer, und sei er noch so lange bei dem Theater, dort das Wetter machen oder das Schicksal eines Stückes vorhersagen kann.

Die Komik der Kritik liegt ja darin, immer erst vom andern Morgen, „du lendemain", zu sein. Die großen Aesthetiker kommen wie die Marodeure hinter den großen Dichtern, von Aristoteles, diesem ersten Schrittmacher des Genies an, bis etwa auf Otto Ludwig, den schärfsten Schillergegner. Ueber die zu gleicher Zeit mit ihnen schaffenden Künstler täuschen sich die meisten Kritiker stets, falls sie sie nicht gänzlich übersehen. Dies Lied ist so alt wie Homer. Und man braucht nicht an Shakespeare und seine zeitgenössischen Kritiker, die ihn kaum erwähnen, nicht an Rembrandt und seine Zeit, überhaupt nicht an die Leidensgeschichte aller Großen zu erinnern, die von der Kritik, die mit ihnen lebte, ignoriert oder tot gequält wurden. Man braucht auch nicht alle die schiefen Urteile aus der jüngsten Vergangenheit, gegen Wagner, Nietzsche oder Ibsen, aufzulesen, um die berufsmäßige Kritik damit zusammenzuschlagen. Wiewohl durch dieses greifbare Mittel, ein planmäßiges Zusammenstellen all der falschen Sprüche von zu ihrer Zeit anerkannten Kunstrichtern, dem Ansehen dieser Zunft bei der dummen Masse wohl am schnellsten der Hals gebrochen werden könnte.

Dies ist der Punkt, wo die Kunstkritik, die wir in ihren guten Absichten meist als nutzlos entlarvt haben, geradezu schadenbringend ist und wirkt. Hierher gehören alle die Justizmorde der Kritik, die großen Falschurteile zeitgenössischer intelligenter Kunstrichter, die das Lebenswerk eines jeden Genies in seinem Durchbruch, wenn auch nicht ganz aufgehalten, so doch oft jahrzehntelang gehemmt haben. Ein jeder mag hier der ihm bittersten, weil geliebtesten Beispiele gedenken. Ohne falsche Empfindsamkeit: Denn so wenig ein Stern durch die unrichtigen Beobachtungen und Prophezeiungen seiner Deuter in seiner Bahn beirrt wird, so wenig kann ein Genius durch das Geschrei seiner Gegner bestimmt oder in Verwirrung gebracht werden. Drum ist der Schaden, den verständnislose Kritik einem Künstler zufügen kann, nur ein äußerlicher, noch nackter ausgedrückt, ein materieller. Denn den großen Schaffenden vermag kein falsches Urteil aus dem Kontakt mit seinem Genius zu bringen. Ja nicht einmal ein richtiges; denn er hängt in sich selbst und von sich selbst ab, und von außen kann nichts in ihn hineinkommen. Darum las Goethe keine Zeitungen mehr, weil er einsah, daß dies nur eine leere Belastung für ihn gewesen wäre, oder weil er, mit Ibsen zu reden, „den Zusammenhang nicht mehr fand".

Und dies gilt für einen jeden Künstler, und selbst für den kleinsten. Denn der Kritiker kann ihm ebensowenig helfen wie ein Apotheker mit seinen Latwergen dem Kranken, der sich selbst nicht kurieren kann, und er kann ihn nicht anders schaffen oder aus dem Wurm eine Seidenraupe züchten. Seine Selbstkritik muß der Künstler ebenso aus sich selbst herausspinnen wie sein Werk. Man denke nur nicht, daß der Kritiker immer dem Künstler um das Wissen um seine Fehler und Mängel überlegen und klüger wäre. Nichts kann dümmer sein. Böcklin kannte sicherlich seine Schwächen ebensogut wie etwa Meier-Gräfe, und Bürger schluchzte auf wie ein Hund, als er Schillers Rezension las, und sagte zu seinen Freunden: „Der Mann hat ganz recht. Ich wußte es längst." Aber der eine konnte doch nicht anders malen, und der andere konnte nicht anders dichten. Daß jeder wahre Künstler bei Vollendung seines Werkes aufbrüllt wie Achill bei der Leiche des Patroklus oder Kleist bei dem Tod der Penthesilea, davon ahnen die meisten Kritiker nichts. Sie fahren fort, das Neue gegen das Alte herabzusetzen, oder mit Hebbels Worten: „Die Rose mit der Lilie totzuschlagen und Kirschen vom Feigenbaum zu fordern." So kommt

es, daß man heute fast von jedem Theaterschriftsteller, den man danach fragt, zu hören bekommt: „Ich lese keine Kritiken mehr!“, oder daß Maler fortlaufen, wenn einer über ihre Bilder klug zu reden anfängt.

Ist der Schaden der Kritik somit bei den Künstlern selbst meist innerlich gering, so ist er unendlich groß bei dem Haufen, der von ihr wirklich bedient wird, bei dem Publikum. Die meisten Menschen, die durch Nahrungssorgen gehindert sind, in Kunstfragen selbst zu denken und zu urteilen, sind hierin auf ein anderes Gehirn angewiesen, das Zeit hat, sich mit derlei nichtigen Dingen, über die man aber doch gerne mitreden will, zu befassen. Das Gehirn nun, das wie ein Reservoir eine bestimmte Menge bedient, prägt die Urteile, die nun in den Mäulern seiner Pachtherren kursieren. Die geistlose Verflachung, die daraus folgert, daß viele einen für sich denken lassen, ist seit dem ersten Rezensenten immer wieder beklagt oder belacht worden. Diese Urteilsversandung nimmt von Tag zu Tag bei uns zu und ist die größte aller Gefahren des sogenannten freien germanischen Geistes. Kaum mehr schämt sich einer, den Satz: „Man muß erst die Kritik abwarten“, auszustoßen und sich so in die Hammelherde einzublöken. Man macht sich bange mit dem Popanz, den man doch selber aufgestellt hat. Dann werden die Urteile herumgereicht wie schmutziges Papiergeld, und keiner wagt es, diese ganze faule Zauberei einmal zu verachten und zu verlachen. Falsches und echtes Urteil wird blind durcheinandergemengt und getauscht, denn der Gebrauch und die Verbreitung von Falsifikaten geht einem hierbei ja nicht an den Kragen, nicht einmal an die Ehre. Drum erhalten sich jene falschen Scheine, ich nenne nur „der ewig heitere Mozart“, „Ibsen, der Naturalist“, „Zola, der Pornograph“ usw. usw. jahrzehntelang im Kurs und sind fast zum Mythus geworden.

Nicht minder schädlich und verdummend für das Lesevolk ist die sogenannte positive Kritik, die sich in Kommentaren äußert. Diese Leichenwäscher und Totengräber der Künstler sind in unserer wahrhaft alexandrinischen Zeit wieder rührig am Werke. Die Warnung Schopenhauers, die er vor jede Universität nageln wollte: „Alles von und nichts über Kant zu lesen“, könnte man heute verhundertfachen. Schon wird Nietzsche zerkleinert und zerbeutelt und „dem Volke mundgerecht gemacht“, diesen Verlegerausdruck zu gebrauchen, und bald wird es mit Ibsen ebenso geschehen. Nur wenige trinken noch aus der Quelle selbst; eine lange Röhre mit allerhand Beigeschmack, der „literarische“ Kritiker als Kommentator, muß das Publikum, das keine Zeit hat, mit den Genies aller Zeiten verbinden. Und in unseren Bibliotheken häuft sich der kritische Kommentarkram an und verdeckt fast die ewigen Urschriften mit seinem Schimmel. Wann kommt endlich der neue Kalif Omar, der diesen Wust ins Feuer steckt und uns von dem Götzen der Kritik befreit! Wir wollen ihn mit „Hosiannah“ empfangen.

Rundschau

Bühnenkunst! Seit ein, zwei Jahren hat die dekorative Kunst sich die Bühne erobert und damit einen Schritt in der Entwicklung getan, der notwendig getan werden mußte. Das Theater alten Stils — wie es noch zum großen Teil erhalten ist — war dem künstlerisch feiner Empfindenden entfremdet. Es rechnete nicht mehr in dem Maße mit wie früher, wo es geistiger Mittelpunkt war. Man gewöhnte sich, in dem Theater einen zurückgebliebenen Ueberrest einer alten Zeit zu erblicken.

Da kam die Erneuerung des Darstellungsmaterials, der Schauspieler. Unter dem Einfluß der neuen Dramenliteratur, die auf Natur drang, bildete sich ein neuer Sprechstil aus. Die Psychologie der Darstellung wurde eine andere. Der moderne Geist prägte sich darin aus. Feinere Nuancen, lebensechtere Empfindung, leisere Abtönung.

Es blieb nur noch ein Schritt zu tun übrig. War in den Reihen der Schauspieler eine Erneuerung vor sich gegangen, der innere Organismus gewissermaßen neu gebildet, das äußere Kleid war das gleiche geblieben. Wir sahen immer noch Kulissen, deren kleinliche Unwahrheit lächerlich erschien, Bühnenbilder, deren Geschmacklosigkeit, deren grelle, ungeregelte Buntheit verletzte.

War die erste Epoche unter dem Einfluß der sich kraftvoll entwickelnden neuen Bühnendichtung eingetreten, so war es auch in der zweiten Etappe die Dichtung, die auf neue Wege lockte. Die Abwesenheit der farbigen Bühnenbilder in der Zeit des naturalistischen Dramas ließ den Wunsch nach einer farbenschönen Phantastik wieder emporkommen. Die der Romantik zuneigende Dichtung der Folgezeit kam diesem Wunsch entgegen. Man sieht hier überall die Zusammenhänge.

Noch eins kam hinzu: die Entwicklung der dekorativen Künste selbst, die danach strebten, die neugewonnene Formen- und Farbenanschauung für die Bühne nutzbar zu machen; die durchaus folgerichtig nach und nach alle Gebiete des privaten wie des öffentlichen Lebens reorganisierten. Zweifellos besaßen für die Vergangenheit die alten Bühnenbilder jene Suggestion, die wir an ihnen vermissen. Aber eben für die Menschen der Vergangenheit, nicht für uns. Jede Zeit schafft sich diejenigen Reize und Erfüllungen, die in sie gelegt sind. Diese klar nach außen zu stellen, sie für Gegenwart und Zukunft sichtbar werden zu lassen, darin besteht eben die Kulturarbeit jeder Zeit, jeder Generation. Ein Abwägen von Recht oder Unrecht der jeweiligen Meinungen gibt es eigentlich gar nicht. Die Tatsache, daß eine Generation einen Mangel verspürt, genügt und muß genügen. Denn es handelt sich hier nicht um moralische Untersuchungen, sondern um ästhetische Befriedigungen.

Orlik und Walser sind die beiden Künstler, denen das Theater die Verknüpfung mit den künstlerischen Intentionen verdankt. Orlik betont das Architektonische; Walser ist mehr malerisch. Das Reinhardt-Theater in Berlin darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diesen Anschluß wieder hergestellt und damit das Theater für die künstlerisch Gebildeten wieder genießbar gemacht zu haben. Die „Komische Oper“ in Berlin hat dieselben Tendenzen für die Oper nutzbar gemacht und hat speziell in den beiden Opern „Carmen“ und „Hoffmanns Erzählungen“, zu denen Walser Kostüme und Dekorationen entwarf, Meisterwerke einer künstlerischen Inszenierung geliefert, die jedem in Erinnerung bleiben werden.

Man hat diese neuen Tendenzen in der Bühnenkunst als Modeströmungen und Spekulationen in Mißkredit bringen wollen. Sie fügen sich jedoch in den Rahmen unserer Gegenwartskultur so logisch ein, daß wir sie nicht mehr missen können. Das Theater wird dem modernen Geschmacke dadurch erst wieder möglich gemacht. Und da die Bühnenkunst mit allen Mitteln des Scheins zu operieren gezwungen ist, ist nicht einzusehen, weshalb sie das nicht in geschmackvoller Weise tun soll und weshalb nicht so, wie es unserm Gegenwartsgeist entspricht.

Jede Zeit schreitet zu anderen Zielen, es gibt keine absoluten Vorbilder, sondern nur Stationen, die jeweils charakteristisch für die betreffende Generation sind. Und in den Rahmen der Gegenwartskultur fügt sich die neue Bühnenkunst so folgerichtig ein, daß sie nicht mehr weggedacht werden kann. Im Gegenteil, wäre sie nicht da, so müßte sie entstehen. Unsere Zeit denkt nicht mehr so hoch und hehr von der Bestimmung und dem Zweck des Theaters, wie unsere Vorfahren es taten. Dafür arbeitet sie um so energischer an den praktischen, künstlerischen Zielen. Das Theater ist nicht ein Vorbild, das anderen voranleuchten soll. Vielmehr soll es selbst bestrebt sein, das Niveau erst zu erreichen und innezuhalten, das unsere Allgemeinkultur sonst inne hat. Vielleicht kommt dann einmal eine Zeit, die auch im Theater wieder Sinn für großgeistige Aufgaben hat, so daß es wieder eine Erziehungsanstalt, eine moralische Anstalt wird. Aber liegt unserer Zeit das? Ich glaube nicht. Ich glaube, wir haben ernstere Aufgaben. Das Theater dient zur Unterhaltung, dient der Kunst, dem Schein, der Schönheit und möge es tun mit allen verfeinerten Mitteln. Diese überragende Bedeutung, die es einst hatte, als jede sonstige kulturelle Gemeinsamkeit vermißt wurde, kann es nicht mehr haben, dazu gehen die Inter-

essen zu weit auseinander. Wir haben andere Sammelpunkte. Wir haben andere Bühnen, von denen wir sprechen können. Vielleicht aber gestattet gerade diese Entlastung dem Theater eine freiere Entfaltung. Es verliert vielleicht an Wucht und Schwere, um an Schönheit zu gewinnen.

Es darf auch das nicht zu gering eingeschätzt werden, daß durch das Theater auf diese Weise Kunst in Massen dringt, die sonst nicht dafür zu haben sind. In den Kunstsalon gehen wenige; in das Theater viele. Und ohne daß es zu kontrollieren ist, dringt die Schönheit des Scheins zu den fernen Scharen. Der Verbreitung, dem Verständnis der modernen Kunst wird dadurch der Boden bereitet. Denn es bestehen zwischen der graphischen Kunst und dem Bühnenstil eines Orlik, zwischen Walser und dem Impressionismus Zusammenhänge, die nicht ohne Einfluß bleiben können. Was vielen als Kunstwerk, als Blatt, als Gemälde übertrieben, unklar erscheinen möchte, wird ihnen klar durch die Körperlichkeit der Gegenstände auf der Bühne. Beides aber ist im gleichen Stil geschaffen. Der Wert solcher praktischen Belehrung liegt auf der Hand.

Man kann auch nicht einmal die Behauptung gelten lassen: der Geist der Dichtung werde verletzt. Schlimm genug, wenn dem Hörer das Aeußerliche über das Innerliche geht. Schlimm auch für die Dichtung. Denn das Aeußerliche, selbst in höchster Vollendung, die wir heute nach unseren künstlerischen Instinkten unbedingt verlangen — dient nur dem Innerlichen, und selbst in der höchsten Vollendung müssen wir, die Aufnehmenden, noch fähig sein, den Kern zu sehen, zu ihm als dem geistigen Mittelpunkt vorzudringen. Wir sind nur im Künstlerischen der Außenseite so bescheiden geworden, daß wir unwillkürlich annehmen, äußere Armut der Erscheinung sei Vorbedingung der Bedeutung. Wir fürchten uns im Geistigen vor der Schönheit (die asiatische Kunst, China, Indien, Japan, Persien belehren uns jetzt darüber anders. Diese Kulturen entfalten höchsten Glanz bei tiefster Weisheit). Und schwebte dem Dichter nicht die höchste Illusion vor? Er, als intellektuelle Kraft, steht inmitten des geistigen Prozesses seiner Zeit. Er hat, als er schuf, die Malerei, die Plastik, die Musik seiner Zeit vor Augen. Als Künstler überträgt er die Schwingungen seiner Zeit, die vielfach hinausgehen, in sein Werk. Soll man diesen Zusammenhang negieren? Wenn der Dichter sein Werk in eine bestimmte Zeit verlegt oder sich von einer bestimmten Kunst anregen läßt, so schwebt ihm doch die höchste Illusion vor, die überhaupt möglich ist. Wenn man diese also verwirklicht, so dient man den Intentionen des Dichters. Und wenn das Geistige dann erdrückt wird, — so ist es eben nicht stark genug. Gewiß kann der Regisseur sich vergreifen. Dann ist das sein Fehler. Das sagt aber nichts gegen die Sache. Es gilt, aus dem Kunstwerk selbst den Maßstab zu entnehmen, bis wie weit die Schönheit des äußeren Scheins den geistigen Gehalt umkleiden darf. Vergreift sich der Künstler, so ist das seine Schuld. Und eine Korrektur wird dann nicht ausbleiben.

Ist doch auch der Umstand von Wert, daß auch die Künstler diesen Anschluß an die Praxis nur schätzen können, der ihnen ein erfolgreiches Wirken eröffnet. Schätzen wir doch um dieser praktischen Erziehung willen das Aufblühen der dekorativen Künste so hoch ein, weil sie ablenken von unnützer Bilderproduktion. Und ist das Ziel, im lebendigen Spiel Schönheit zu wirken, für den Künstler nicht lockend, dient er der Allgemeinheit nicht natürlicher, freier, als wenn er Bild um Bild malt und sehnsüchtig harrt, daß eine Kunstausstellung einmal sein Werk zu Tausenden hinzuhängt. Was wir bei den graphischen Nutzkünsten, dem Plakat, der Reklamezeichnung, als gesund empfanden, das gilt auch hier. Es eröffnen sich neue Wege für den Künstler, auf denen er nützlich wirken kann. Die Kunst wird auch hier in ihre Rechte eingesetzt.

Ernst Schur.

Der Liebhaber.

Die Komödie „The Philanderer", die nach dem Wunsch des Autors für die deutsche Bühnen- und Buchausgabe den Titel „Der Liebhaber" erhalten hat, ist das Drama Shaws, dem die heimische Bühne am längsten verschlossen blieb. Es ist in dem Dramenband „Unpleasant Plays" enthalten, wurde im Jahre 1893 geschrieben und im Jahre 1898 veröffentlicht. Es war eines der ersten Stücke, die für Greins „Independant Theatre" in Betracht kamen, doch machten die Schwierigkeiten der Besetzung eine Aufführung unmöglich. Die Westend-Theater aber, die das Stück hätten spielen können, namentlich die Bühne, an der Charles Windham wirkte, wollten von dem kühnen Neuerer nichts wissen.

Die meisten Kritiker sahen in diesem Werk des Ibsen-Vorkämpfers eine Verspottung Ibsens, während Shaw nichts weiter verspottet als die Verwirrung, die der große nordische Dichter in Köpfen angerichtet hatte, die ihn nicht verstanden, aber nach seinen Satzungen zu leben glaubten. Shaw hat überdies im „Liebhaber" in der Gestalt des Rezensenten Cuthbertson den berüchtigten englischen Ibsen-Töter, Clement Scott, den Kritiker des Daily Telegraph, verewigt.

Die erste öffentliche Aufführung des „Philanderer" hat in London im Vorjahre stattgefunden und Shaw einen späten Sieg gebracht.

Siegfried Trebitsch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesst, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiltsek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.